Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Das

Hohe Haus.

Roman

von

Wilhelm Genast.

Erster Theil.

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow.
1862.

Inhalt.

I.

Das hohe Haus.

Das hohe Haus.

Wer den Thüringer Wald kennt und liebt — es müßte ein gar trockner Gesell sein, der ihn kennte und nicht liebte! — dem klingt auch der Name des Rennsteiges anheimelnd in das Ohr, dieser uralten, so hochhinziehenden als hochberühmten Straße, die von Eisenach aus den Kamm des Gebirges nicht verläßt, über die Höhen des Inselberges und Beerberges und wie vieler andrer Berge noch unermüdlich auf und abklimmt, allen eigensinnigen Krümmungen des Grates getreulich folgt und endlich im unterschiedlosen Gewimmel des Frankenwaldes sich verliert. Lassen wir den Streit der gelehrten Forscher bei Seite, ob Rennsteig ursprünglich den Rainsteig zwischen fränkischen und thüringischen Landen hat bedeuten sollen, oder woher sonst er seinen Namen

entlehnt hat und warum er so unablässig dem Höhenzuge folgt; jetzt, im Zeitalter der gewerbsamen Kultur und des friedsamen Verkehrs zwischen Deutsch und Deutsch, hat er längst schon seinen ursprünglichen Zweck und Nutzen verloren, ja er ist hie und da kaum noch aufzufinden, denn manches Stück von ihm liegt unter glatten Kunststraßen verschüttet, die von der Höhe bald wieder abwärts führen, manches ist verwildert und den ein- und ausmündenden Holzwegen so gleich geworden, daß der Wandrer, den es gelüstet seinen alten Lauf zu verfolgen, oft genug abirren wird. Und dennoch lohnt ein solches Unternehmen die Mühe reichlich. Der Blick über die schwarzgrünen Nadelforsten und lichten Laubwälder, durch die gewundenen in einander geschlungenen Thäler, da nach der thüringischen, dort nach der fränkischen Ebne hin, ist entzückend. Freie frische Luft erquickt die Brust, wenn auch Stunden lang kein Obdach winkt, kein Quell labt. Desto willkommner überraschen den Wandrer die flachen, silbrigglänzenden Schindeldächer, auf dem saftigen Grün der Bergwiesen in weitem Umkreise zerstreut, denn es liegen nicht nur einzelne Höfe, sondern auch große Orte auf dieser Höhe, wo immer ein Sattel

des Gebirgsgrates den Handelsstraßen den Uebergang von Thüringen nach Franken erleichtert.

Warum die Menschen sich da angesiedelt haben, dem Winter zum Trotz, der den Schnee bis an den Rand der Dächer häuft, der Monate länger hier oben haust als in den Thälern und selbst in der lustigen Sommerzeit durch kalte Nebel und Regenstürme oft an seine Oberherrschaft mahnt? Ist es nur die Sucht nach Gewinn gewesen, die angetrieben hat, da den Heerd zu gründen, wo die Verkehrsstraßen von Ost nach West den Kamm entlang und von Süd nach Nord über den Kamm hinweg sich kreuzten, oder liegt auch etwas in dem freien kecken Sinne dieser Gebirgsmenschen, hoch oben auf der Grenzscheide zwischen zwei Volksstämmen den Stürmen die Brust zu bieten und allen Unbilden der Natur zu trotzen? Sie rühmen noch heut zu Tage von manchem Hause, daß es den Regenfall durch seine Dachtraufen auf einer Seite dem Main und Rhein, auf der andern der Saale und Elbe zusende.

Jetzt hat der Verkehr von West nach Ost schon lange den Kamm des Gebirges verlassen und die bequemeren Wege in den Ebenen gesucht, aber um so lebendiger ist er zwischen Nord und Süd gewor-

den. Der Reichthum dieser Berge an Holz, Gestein und Erz, die Wasserkraft ihrer Bäche, die arbeitslustigen Arme und erfindungsreichen Köpfe ihrer Bewohner haben die fabrikmäßigen Gewerbe immer höher in die Thäler hinauf gelockt, daß sie jetzt über den Gebirgsstock von beiden Seiten sich die Hände reichen. Die Sägen der Schneidemühlen schrillen, die Hämmer der Pochwerke und Eisenschmieden dröhnen, die Schlöte der Hoh- und Blauöfen, der Glashütten und Porzellanfabriken qualmen hier wie dort, Fuhrwerk aller Gestalt, vom Hundekarren bis zum aufgethürmteu Frachtwagen, zieht auf den musterhaften Kunststraßen herüber und hinüber in bedächtigem Gleichmaß, häufig überholt von siegellackrothen, rasselnden Posten oder von leichten eleganten Wagen mit Kutschern in Livree, darinnen einzelne modische Herren sitzen, in denen der geübte Blick leicht Handlungsreisende erkennt.

Die einen fahren uns zu langsam, die andern zu schnell, schließen wir uns dem jungen Wandrer an, der mit rüstigem Schritte die ersten mühelos hinter sich läßt, während er der letzten nicht zu achten scheint. Der schwarze altdeutsche Rock und die rothe Mütze lassen uns den Jenenser Studenten in ihm

vermuthen, obschon es jetzt im Juni nicht die Zeit der akademischen Ferien ist, in welcher jene lustigen Wandervögel das Gebirge heim zu suchen pflegen.

Die Gestalt des jungen Mannes ist schlank und kräftig, sein goldbraunes langes Haar wellt sich reichlich unter der engen Mütze hervor und ihm entspricht die Farbe des um Lippen und Kinn sich kräuselnden Bartes. Die hohe gewölbte Stirn über der feinen gestreckten Nase verleiht dem länglichen Gesicht zum Reiz der Schönheit den Adel des Geistes. Als er das Gebirg hoch hinauf gekommen war, wurde sein Schritt unsteter, zögernder, in den Zügen sprach sich das Unbehagen dessen aus, der gezwungen ist einen ihm recht widerwärtigen Gang zu thun und dabei kein gutes Gewissen hat. Plötzlich sprang er von Stein zu Stein über den Bach, der neben der Straße schäumend hinrauscht, streckte sich auf die vorragenden Wurzeln einer mächtigen Eiche, streifte die Mütze vom Kopf und schaute, die Arme gekreuzt, über sich hinauf in das von der Sonne durchschimmerte Blätterdach.

So lag er lange unbeweglich, trank die frische würzige Waldluft, ließ die peinlichen Gedanken mit dem eintönigen Gesang der Grillen im Gras, dem launisch wechselnden, süß verworrenen Rauschen des

Baches hingleiten, seine Stirn erhellte, seine gepreßten Lippen erschlossen sich allmälig und aus seinen tiefblauen Augen schimmerte träumerische Schwärmerei.

Da tönte, die Straße heraufwärts, von einer kräftigen Baßstimme gesungen, in tüchtiger Marschweise Uhland's herrliches Lied: „Ich hatt' einen Kameraden" und kaum hatte der Sänger, der jetzt heran gekommen war, es mit der Nachahmung eines Trommelwirbels dröhnend geschlossen, so begann er auch schon von neuem:

Kennst Du das Land so wunderschön
In seiner Eichen grünem Kranz?

Freudig sprang der Student empor und fiel aus voller Brust mit der Antwort ein:

Das schöne Land ist mir bekannt,
Es ist das deutsche Vaterland!

Der erste Sänger stand überrascht still. Er war von bedeutender Größe und Schulterbreite, gekleidet in eine graue Jacke und Leinwandhosen. Das hochbepackte Reff auf dem Rücken und die beträchtliche, einer übermäßigen Schulmappe ähnliche Ledertasche, die er außerdem umgehängt hatte, schienen ihm nicht die mindeste Beschwerde zu machen.

Als er den Studenten näher ins Auge gefaßt

hatte, verklärte hellste Freude sein sonnengebräuntes erhitztes Gesicht, er warf seinen spitzen, ursprünglich braunen, doch sehr verschossenen Filzhut hoch in die Luft, jauchzte laut auf und war mit ein Paar Sprüngen, daß der Inhalt der Ledertasche bedenklich klirrte, über dem Bache bei dem Studenten, bot ihm die derbe Hand und rief: „was der tausend, Herr Ewald, sind Sie denn schon wieder da?“

Der Angeredete schlug herzhaft ein, doch ein etwas verlegenes Lächeln überflog seine Züge als er antwortete: „nun, Steffen, ich komme Euch doch nicht ungelegen?“

„I was! das ganze hohe Haus freut sich, wenn Sie kommen, und uns allen wär's am liebsten wenn Sie immer da blieben. Aber wundern thut's mich,“ fuhr Steffen fort, und so treuherzig er sich anstellte, blitzte ihm doch dabei der Schelm aus den listigen braunen Augen. „Du mein Gott, müssen die jungen Herrn in Jena schwere Arbeit haben, da sie so oft Rasttag halten oder geht's Geschäft da unten auch so flau wie bei uns und lohnen die Meister ihre Gesellen ab?“

„Kannst Recht haben!“ warf Ewald lachend hin. „Aber komm', setz' Dich zu mir, da hast Du eine

Cigarre, zünd' an und erzähl' mir wie es auf dem hohen Hause steht. Was macht meine Schwester, mein Oheim, die alte Sophie, mein gefallsüchtiges Bäschen?"

Steffen hatte Ewald gegenüber unter der Eiche Platz genommen und nickte, während er die Cigarre anbrannte, vorläufig auf jede Frage mit dem Kopfe: „alles wohlauf, die Fräuleins blühn wie Rosenknospen, wüßte nicht zu sagen, welche schöner ist. Fräulein Mathilde — nun ja, sie mag's wohl gern haben, daß die jungen Herrn allesammt hinter ihr drein sind ...."

„Am meisten wohl der unausstehliche Assessor?" unterbrach ihn Ewald.

„Wer's grade ist; ich glaube die Mannsbilder sind ihr noch alle gleich, sie treibt mit jedem ihren kindischen Muthwillen und keiner kann ihr drum gram sein. Fräulein Gabriele freilich ist ganz anders, die kommt mir immer vor wie ein Engel, aber mit dem feurigen Schwerte, an die wagt sich keiner von den Leichtfüßen heran, wenn sie auch noch so begehrlich nach ihr ausschauen."

Ewald lächelte wohlgefällig: „glaub' dir's schon, ehrlicher Steffen. Und was macht der Oheim?"

„Was sonst als Geld? aus Glas, Porzellan und Eisen, aus den Pfennigen, die er uns abzwackt — nichts für ungut, aber Sie kennen ihn ja! — aus allem, was ihm unter die Hand kommt, nichts als blanke Thaler. Immer lustig und guter Dinge dabei, ist auch vorige Woche Kommerzienrath geworden und schmunzelt noch darüber."

„Alle Potentaten," rief Ewald lustig, „das hatte ihm noch gefehlt, da weiß ich ja gleich, warum ich eigentlich gekommen bin! Aber nun erklär' mir ein Mal Dich selbst. Wer, zum Teufel hat Dir das Reff auf den Rücken und den großen Schulranzen über die Schulter gehext?"

Steffen schnitt ein kläglich komisches Gesicht: „ja wer sonst als der Alte — der Herr Kommerzienrath wollt' ich sagen. Der hat meine quecksilbrige Natur lang' schon weg. Wenn ich in der Glashütte mir zehn Mal vorgenommen hatte, meinem Vater Ehre zu machen und den Feuerklumpen aufblies, daß mir die Lunge bersten wollte — klapp, klirr, schlug ich beim schwenken mit dem Rohre wo an und da lag der Dreck. Oder ich mußte an irgend einen alten Schnack denken und in mich hinein lachen, da kriegt' es Beulen wie ein alter Kessel. Der Hüttenmeister

meinte, ich hätte kein richtiges Gebläse — der schwindsüchtige Esel, Sie haben ja gehört, wie ich noch singen und juchzen kann. Mein Vater traf's aber richtiger und sagte dem Herrn Kommerzienrath, es fehle mir die Ruhe und Stetigkeit, darum würde ich sein Lebtag kein Glasmacher. So kam ich denn, weil ich nebenbei immer ein bissel gezeichnet hatte, zu den Malern in die Porzellanfabrik. Nun mit der Kohle auf eine recht große, sauber abgeputzte Kalkwand wollt' ich tausend von unsern Waldbäumen abreißen, unter jedem Stamme einen Sechzehnender und Berg und Thal dazu in Kauf — aber mit dem Haarpinsel auf hundert Pfeifenköpfe immer denselben Grünrock, der ein Thier erlegt hat oder was gerade Mode ist — Schwerenoth, da mag ein andrer Geduld dazu haben. Zuletzt wie ich ein Dutzend nach dem andern den Johannes Ronge pinseln sollte, da hielt ich's nicht mehr aus und malte ihm erst eine Cigarre in den Mund, dann einen rechten Räuberbart und zuletzt setzte ich ihm noch einen zinnoberrothen Turban auf. Nun verklagten sie mich wieder beim Herrn, der mußte aber lachen und sagte, er hätte schon ein Mittel gegen die Ungeduld. So schickt er mich denn mit Pfeifenköpfen, Tassen, Nippsachen und allem

möglichen Kram als seinen Musterreiter zu Fuß auf dem ganzen Wald herum. Unterwegs biete ich nicht nur an, setze ab und sammle Bestellungen, sondern ich sehe auch allerhand, was wir nachmachen könnten und denke mir mancherlei aus. Und komme ich dann wieder nach Haus und stecke die müden Beine unter den Tisch, da hab' ich ein paar Wochen lang Lust und Geduld zu den tiftlichsten Sachen und male das Feinste so säuberlich, daß kein Strichelchen über den Kontur hinausfährt. Da muß ich Ihnen doch gleich was zeigen!"

Hurtig hockte Steffen das Reff ab, schnürte ein Paar Packete los, öffnete eins und entnahm ihm zwei Pappkästchen, deren Inhalt durch Watte und Seidenpapier sorgfältig geschützt war. Behutsam enthüllte er aus dem ersten Kästchen einen gemalten Pfeifenkopf und hielt ihn selbstgefällig dem Studenten hin.

Das Bild stellte ein junges Mädchen dar, dessen sehr entschieden blondes Haar sich in reichen Zöpfen wie eine Krone um das keck zurückgeworfene Köpfchen schlang. Den Wangen und Lippen hatte der Maler das schönste Roth und den Augen das Ultramarin freigebig zugetheilt; ein ideales weißes Gewand ver-

gönnte den Blick auf volle Schultern und Arme, die eine sichtbare Hand hatte allerdings Noth gehabt, sich in den engen Rahmen mit einzudrängen, um in gespitzten Fingern eine mit tüchtigen Dornen bewehrte, unverhältnißmäßig große Centifolie emporhalten zu können. Das Köpfchen war übrigens nicht ohne Geschick gezeichnet, es gab einigermaßen eine Indivitualität und sogar mit einem Ausdrucke von Schalkheit wieder. Unter den Bilde stand der Spruch:

Die Rose Dir gar freundlich lacht,
Doch vor den Dornen habe Acht.

„Nun wer ist das?“ fragte Steffen.

„Ich glaube gar, das soll Mathilde sein!“ antwortete Ewald erstaunt.

„Das mein' ich auch,“ erwiderte Steffen, „und das hier?“ Dabei zeigte er einen zweiten Pfeifenkopf vor, der ebenfalls das Bild einer jungen Dame trug. Diese war so reichlich mit rabenschwarzem Haar ausgestattet als die erste mit blondem und was der Maler bei den Wangen an Roth gespart, hatte er zehnfach an der prachtvoll mittelalterlichen Kleidung wieder verschwendet. Auch hier erkannte man, daß die edlen Gesichtszüge des Urbildes von einer zwar ungeschulten,

aber nicht unbegabten Hand nachgeahmt waren, nur der jedenfalls beabsichtigte Ausdruck feuriger Schwärmerei war mißlungen, die Dame blickte unheimlich starr aus schwarzen Augen auf eine dunkel purpurfarbige Nelke die sie in der Hand hielt. Hier lautete das Motto:

Wie eine Flamm' aus dunkler Nacht,
Das ist der edlen Nelke Pracht.

„Und das ist Gabriele?" rief Ewald. „Ei so wollt' ich doch, Deine Malereien wären Dir schlechter gerathen oder noch lieber, Du hättest sie ganz bleiben lassen."

„Ja warum denn?" fragte der Künstler betroffen, der vielmehr großes Lob erwartet hatte.

„Weil ich nicht Lust habe, meine Schwester und Base, gerade ähnlich genug, daß man sie erkennen kann, auf Pfeifenköpfen zu sehen."

„Nun, da haben doch Königinnen und Prinzessen nichts dagegen."

„Denen oder ihren Brüdern und Vettern darf auch kein Unverschämter unter die Nase qualmen!" entgegnete Ewald immer hitziger. „Oder würde Dir's gefallen, wenn die Burschen aus der Hütte und Fabrik in der Schenke sich drum stritten, ob's aus

der Rose oder aus der Nelke besser schmecke und, so oft sie eins der Mädchen sähen, unziemliche Späße machten?"

„Wenn sich's Einer unterstände ....."

„Ja dann gäbs vollend's noch Prügelei drum. Mensch, hast Du denn gar nicht bedacht, was Du den Mädchen damit anthust? wie kannst Du es vor ihnen, wie vor meinem Oheim verantworten?"

So sehr Steffen sich in der Enge gefühlt hatte, jetzt bekam er wieder freie Hand: „Ihr Oheim? ei was Sie den gut kennen! Wonach hätte ich denn malen sollen, wenn mir der nicht die Lichtbilder von den Fräuleins zugesteckt hätte? Als ich ihm die Probeköpfe zeigte, hat er mich gar nicht genug loben können und mir einen blanken Thaler extra geschenkt für die Erfindung und die Sprüche."

„Mein Oheim?"

„Freilich, der Herr Kommerzienrath, wer sonst? Der hat's los, was den Leuten gefällt und an den Köpfen verdient er ganz gewiß seine paar hundert Thaler, überall haben die Händler schon bestellt, an die zwanzig Dutzend und es sind doch theure Köpfe, das Stück fünfzehn Groschen in der Fabrik, die kann sich kein Lump anschaffen. Sehn Sie, Herr Ewald,

Sie nehmen die Sache doch zu genau. Wenn's so schlimm wäre, würde es der Herr Kommerzienrath auch nicht leiden, so gern er seinen Schnitt sonst macht. Es steht ja nicht darunter Gabriele und Mathilde Reisig, im Lande kennt Niemand die Fräuleins und hier oben — wenn Einer fragt, nun da ist's eben eine Schäferin und eine Gräfin, wer weiß woher, hübsche Mädchen können sich ja ähnlich sehn. Hab' ich nicht Recht?"

„Ganz Recht, ganz recht!" bekräftigte Ewald mit gepreßter Stimme. „Wenn mein Oheim nichts dagegen hat, daß Du seine Tochter und seine Nichte im Lande feil bietest — und zwanzig Dutzend sind schon bestellt .... ei, das giebt ja ein gutes Geschäft. Zeig' noch ein Mal her!"

Er nahm die beiden Köpfe in die Hand und betrachtete sie scheinbar genauer: „wirklich, Du hast Deine Sache vortrefflich gemacht und die allerliebsten Sprüchlein, mit denen die Waare so verblümt angepriesen wird, sind wohl auch Deine Erfindung?"

„Nun daran mag nicht eben viel sein," war Steffens bescheiden ablehnende Antwort, „aber das freut mich, daß Ihnen die Malerei jetzt besser gefällt."

„Wie viel Stück sind denn schon in Arbeit?"

„Das sind die einzigen Modelle, wir haben die Sache bisher ganz geheim gehalten. Nun soll's aber tüchtig dran gehen, in vierzehn Tagen ...."

Steffens Rede wurde auf eine sehr ungestüme Weise unterbrochen. Ewald warf die beiden Pfeifenköpfe so gewaltsam gegen die Steine im Bach, daß sie klirrend in kurz und kleine Scherben flogen.

„Herr Ewald ... was machen Sie da?" stotterte der Künstler gelähmt von Schreck.

„Ich vervielfältige Deine saubre, kupplerische Arbeit auf meine Art!"

Steffens Gesicht glühte vor Zorn in dunklerem Roth als er je dem Porzellan eingebrannt hatte, seine riesige Gestalt streckte, seine gewaltigen Fäuste ballten sich, seine Augen schossen Blitze auf Ewald. „Das ist schändlich!" knirschte er zwischen den Zähnen hervor, warf die Cigarre auf den Boden und zertrat sie — „meine beste Arbeit, meinen Stolz. Donnerwetter! wären Sie nicht der Neffe meines Herrn ..."

„Ei laß Dich's nicht abhalten, schlag' doch zu, sollst Deinen Mann an mir finden!" sagte Ewald und trat dem Wüthenden kühn entgegen.

„So? auch noch mich reizen und verspotten?"

erwiderte Steffen mühsam gefaßt, aber um so bittrer. „Was würde wohl aus mir armen Teufel, wenn ich mich an Ihnen vergriffe? Und fände ich auch mein Stückchen Brod auswärts, aber meine Alten, ... ja spotten Sie nur dreist, pressen Sie mich, daß ich Blut und Galle schwitze, Sie haben mich ja in der Hand, ich bin so wehrlos als die Porzellanbilder, die ich Ihnen in der Freude meines Herzens gezeigt habe."

Ewald suchte ihn zu begütigen, doch Steffen hörte nicht darauf. „Wenn ich nur wüßte, womit ich's an Ihnen verdient hätte! Ja so sind die Vornehmen. Weil ich von Kindsbeinen an so treu an Ihnen gehangen, hab' ich mir eingebildet, es müßte Ihnen auch so gehn mit mir. Nun das war eine derbe Lehre, solche Thorheit soll mir nicht wieder zu Kopfe steigen. Adjes, Herr Ewald, will dem Herrn Kommerzienrath Ihre Ankunft vermelden."

„Steffen! ehrliche Haut! alter Spielkamerad! ei so hör' mich doch an, Du Tollkopf!" rief Ewald, aber Steffen hatte sein Reff aufgehockt, war schon über dem Bache und schritt, ohne nur den Kopf zu wenden, die Straße bergaufwärts.

Ewald stampfte mit dem Fuße: o Du heilloser

Krämergeist, der alle Welt vergiftet und beherrscht. Das ist der Fluch, der auf uns lastet und uns niederfällt, daß nicht ein Mal die besten Menschen in solch freier Bergluft schlank und gerade zum Himmel aufwachsen können wie diese stolzen Tannen, das zwingt sie, zum gebognen Knieholz zu verkrüppeln. Fahr' herab, Odem Gottes, auf den schwarzen Flügeln der Windsbraut und vertilg' uns alle, das ganze aus der Fäulniß wuchernde Geschlecht, fege alles vor Dir her zur kahlen Wüste und laß den abgematteten Schoß Deiner Erde in langer Ruhe wieder die jungfräuliche Kraft gewinnen, die ihn der göttlichen Befruchtung aufs neue würdig macht.

Eine Weile stand der junge Mann mit emporgewandtem, begeistertem Antlitz, dann hob er das Tragband seines leichten Ränzels über die Schulter und setzte die rothe Mütze auf: einen Prometheus zu schaffen, scheinst Du zu verschmähn, erhabene Urkraft, aber wirst Du einen zweiten Attila Dir erwecken — und wen würdigst Du der ungeheuren Sendung?

Seine Gedanken schwärmten in hohem Fluge fort, während er langsamen Schrittes auf der Straße weiter ging, bis hinter ihm herauf kommender Lärm

von Peitschenknallen, antreibendem Fuhrmannsgeschrei und ächzendem Knarren eines großen Frachtwagens ihn in die Wirklichkeit zurückrief.

Als er aufblickte, fand er sich schon am letzten Stieg zum Paß des Gebirges. Nahe vor ihm lag, links neben der großen Straße, hart an der steilen Senkung in ein tiefes Waldthal, die berußte Glashütte mit hohem qualmendem Schlote, wie eine Burg umgeben von langen Wällen und spitzen Thürmen aufgeschichteten Brennholzes. Durch die weiten Thüren sah man in die feurigen Zugänge des Schmelzofens, vor denen auf schmalen Holzstegen, in weißes Linnen gekleidete Männer standen und, von den Flammen roth angeglüht, eifrig und seltsam mit ihren langen, metallnen Blasrohren hantirten, die sie bald nach unten zu wie Pendel schwangen, bald mit lautem Hab'acht-Ruf in den Ofen schoben, dann wieder sammt den glühenden Glasklumpen am Ende steil in die Höhe hoben und auf dem Munde zu balanciren schienen. So oft Ewald von Kindheit an dem Glasblasen zugesehen hatte, jedes Mal zog ihn der Anblick der aus kleinen Ballen zu Kugeln, dann zu abenteuerlichen Gurken-, Melonen- und Schlangenkürbis-Formen, endlich zu gewaltigen

Glocken und Cylindern in prächtig wechselnden Farbenspiel sich aufblähenden feurigen Masse von neuem an. Auch jetzt wollte er schon näher treten, da bemerkte er Steffen in der Hütte und gab seinen Vorsatz auf: „sie würden mich nicht so freundlich wie sonst begrüßen — werde ich den Meinigen wohl willkommner sein?"

So schlug er den Fußpfad ein, der die Krümmung der Landstraße abschneidet und über die Wiesen aufwärts nach dem hohen Hause führt.

Noch niemals war der junge Mann in so düstern Betrachtungen seiner Heimath zugeschritten. Sonst bei der Rückkehr von Schule oder Universität ließ ihn die Ungeduld kaum nothdürftig rasten und von dem Punkte an, wo man zum ersten Mal das hohe Haus sieht, hätte mit seinem freudigen Vorwärtsstürmen keiner leicht Schritt halten können. Heute warf er nur einen kurzen Blick nach dem Gebäude hinauf, das die eine Front der von Norden her kommenden Straße zukehrt und vornehm stattlich mitten auf dem Passe steht, der sich zwischen den Gipfeln zweier waldiger Berge nicht beträchtlich tief und breit einsenkt. Die weißen Mauern und die stahlgrauen Schieferdächer schnitten sich scharf gegen den leuch-

tenden, wolkenlosen Himmel ab, die großen blanken Fensterscheiben und die vergoldeten Pfeilspitzen des Blitzableiters glänzten in der schon westlichen Sonne.

Zunächst liegen, etwas niedriger, die umfänglichen Gebäude des Gasthofes, weiter im Umkreise, theils ebenfalls an der großen Straße, theils verstreut auf den dunkelgrünen Wiesen bis an den Waldsaum hin, lange Fabrikhäuser, die Schule, die Försterei und kleine, saubre Wohnungen von Arbeitern. Ein paar spiegelklare Teiche und schmale Bäche, die zu beiden Seiten aus den Wäldern herabquellen, in anmuthigem Laufe sich allmälig zu einander finden und immer voller thalwärts rauschen, tränken und beleben das Grün, auf dessen Grunde das reizende Bild sich empor baut, vom Rahmen der Waldberge eingeschlossen.

Der Wiesenpfad führt hinter den Fichtenhecken der kleinen Gärten und zuletzt an dem Lattenzaune hin, der das Reisig'sche Besitzthum umgiebt. Die nördliche Gartenpforte stand offen, über die sorgfältig gehaltnen Kieswege zwischen Rasen und Gebüschen von Ziersträuchern ging Ewald nach dem Haupteingang und trat in die hohe geräumige Hausflur.

Eben hörte er noch das Schelten einer ihm wohlbekannten weiblichen Stimme aus der Küche heraus, zu dem ein hastiges Scheuergeräusch die Begleitung abgab: „ja wenn's nur halb so eifrig ginge als morgen beim Tanze! das Kupfergeräth muß so blank sein bei einer braven Magd, daß sie keinen andern Spiegel braucht!" Kläffend sprang Munter der Spitz dem Ankömmling entgegen, konnte aber sobald er ihn erkannte, seiner Freude kein Ende finden und gleich darauf trat eine rüstige bejahrte Frau noch ärgerlich aus der Küche mit den Worten: „was giebts? der Herr ist nicht zu Hause!" doch plötzlich änderte sie den Ton und rief in freudigstem Erstaunen: „ja Du mein Gott — Ewald? ja wo kommst Du denn her?"

„Grüß Gott, Sophie! wunderst Dich wohl, daß ich schon wieder da bin?"

„I mein Herzensjunge, je eher je lieber. Daß Gott und ich lasse gerade alles scheuern, weil der Herr und die Fräuleins nicht daheim sind. Werden die eine Freude haben! Lisbeth!" rief sie die Treppe hinauf — „geschwind in des jungen Herrn Zimmer Fenster und Thüren aufgesperrt, daß der Dunst hinauszieht. Bärbel laß alles stehn und liegen und

setz' Wasser an. Ei nun komm' aber in's Zimmer, bist ja ganz erhitzt!"

So drängte sie ihn in die mit grünem Wachstuch bekleidete, halb mannshoch von der Diele aus mit Eichenholz getäfelte, geräumige Unterstube, nahm ihm Mütze, Stock und Ränzel ab, schob ihm den großen Lehnstuhl hin, setzte sich neben ihn und sagte: „nun erzähl' mir aber warum Du Dich jetzt schon von Deinen Professors los gebeten hast, Du sagtest ja, Du könntest erst Ausgang August wieder kommen."

Mit einem etwas verlegen ausfallenden Scherze erwiderte Ewald: „ich mußte doch dem Oheim gratuliren, daß er Kommerzienrath geworden ist."

„O Du Goldschelm" — rief die Alte freudestrahlend und schlug ihm herzhaft auf die Schulter — „das hast Du recht gemacht! Wenn der Herr auch hundert Narrenspossen drüber ausgehn läßt, daß ihn unser gnädigster Fürst so verzunamt hat, im Herzen thut's ihm doch gar zu wohl und das soll man ihm doch wohl gönnen! Den Weltuntergang hättest Du aber mit ansehen müssen — Du hast gewiß in den Zeitungen davon gelesen. Die Amtsherren sind alle gekommen, die Geistlichkeit, die Jägerei und die

Freundschaft und Bekanntschaft von weit und breit, und die Gewerkschaften aus der Hütte, vom Hammer und der Fabrik, jede mit aparter Musik. Drei Tage lang ist das Haus nicht leer geworden, es ging wie in einem Taubenschlage aus und ein, ich mußte von Früh bis in die Nacht sieden, braten und backen und der Weinkeller vollends, der hat einmal herhalten müssen. Sogar von der Kanzel hat der Herr Pfarrer letzten Sonntag drauf hingewiesen — nur das störrische Ding die Gabriele, glaubst Du, daß die ein einziges freundliches Wort vorgebracht hätte? Nicht um die Welt, so sehr ich in sie hineingepredigt habe, nichts als verächtliche Mienen und spöttische Reden. Ich dachte immer der Herr platzte inwendig vor Aerger, denn losfahren durft' er nicht über sie, weil er selber thut, als wäre ihm an der Sache gar nichts gelegen. Schau', da kommst Du wie gerufen, bringst das wieder hübsch in's Gleis und setzest der Gabriele den Kopf zurecht; auf mich hört sie lang' nicht mehr.

„Ja meine Gabriele" — sprach Ewald mehr zu sich — „die kann nicht heucheln."

„Was heucheln! die Liebe des Herrn soll sie vergelten, der an ihr und Dir so viel thut. Du wendest

den weiten Weg daran, da kann sie sich's doch wohl einen manierlichen Glückwunsch kosten lassen?"

Ewald fühlte Beschämung und konnte sich doch nicht entschließen, die Freude der Alten durch ein Bekenntniß der Wahrheit zu zerstören. Zu rechter Zeit kochte jetzt das Wasser in der Küche und Sophie mußte hinaus, den Kaffee zu bereiten und dazwischen Ewald's Zimmer in Stand zu setzen. Sie trug dann Kaffee und Gebäck auf, holte Tasse und Zuckerschale aus dem Glasschranke, bediente ihren Liebling und setzte sich nachher wieder neben ihn.

Als auch das beharrlichste Nöthigen ihn nicht mehr zu weiterem Zulangen bewegen konnte, sagte sie: „nun wenn Du durchaus nicht mehr magst — ich dächte aber Du tränkst noch ein Schälchen auf den großen Marsch? nun, wie Du willst! — oben ist jetzt alles in Ordnung, das Bett frisch überzogen, Wasser vom Brunnen weg, wie Du's gern hast, daß Du mir die Dielen überschwemmen kannst; Deine Leibwäsche, die Du zuletzt geschickt, ist schon blüthenweiß gebleicht und liegt auch parat. Geh' hinauf und mach' Dich recht schmuck, denn Du mußt noch auf den fröhlichen Mann. Der Herr und die Fräu-

leins sind dort, die Honorationen haben ihr wöchentliches Sternschießen und Abendessen.“

Ewald hatte augenscheinlich keine Lust zu diesem Vorschlage und suchte sich mit Müdigkeit zu entschuldigen, doch es half ihm nichts: „ei schäm' Dich, Du junges Blut, ich merke aber schon, was dahinter steckt, Du trotzest noch mit der Mathilde und willst ihrethalben nicht hin.“

„Was kümmert mich die?“ brauste Ewald auf. „Mag sie sich von den grünen Jägerburschen den Hof machen lassen oder von den geschniegelten Stadtherrn oder wer ihr gerade zur Hand ist — ich hab' es aufgegeben, ihr Sittenhüter zu sein.“

Das freundliche Gesicht der Alten verfinsterte sich: „höre, red' mir dem Kind nichts übles nach! Lustig und übermüthig ist sie wohl wie ein Füllen, neckt sich mit dem jungen Mannsvolk gern herum, aber was sich schickt weiß sie schon ohne Dich; ich wollt' es keinem rathen, ihr zu nah zu kommen.“

„Was Du eben so nahe nennst. Treibt sie's nicht wie der Schmetterling, der Gefallen daran findet, sich von den Buben jagen zu lassen, so oft das Netz über ihn geworfen wird immer noch drunter hervor zu schlüpfen weiß, aber statt das Weite zu

suchen, sich wieder nahebei setzt und mit den bunten Flügeln dahlt und lockt? Mag ihn endlich fangen, wer Lust hat, der jungfräuliche Farbenschmelz ist abgestreift durch das gefallsüchtige Spiel!"

„O Du Bruder Zimpferlich, was Du die Weibchen gut kennst! die müssen leicht vergoldet gewesen sein, von denen Du Dir das abgenommen hast. Brauchst aber nur noch die Augen zu verdrehen und den Kopf schief zu hängen, so ist der Berliner Kandidat leibhaftig wieder da, der neulich auf Besuch hier war. Der ächzte und barmte auch über die leichtfertigen Weltkinder und nach Tische brachte ihn die Mathilde richtig dazu, daß er mit dem jungen Volk schwarzen Mann spielte. Da war keiner eifriger drauf aus, sie zu fangen als der fromme Herr, wie er aber dachte, jetzt hätt' er sie -- husch! war sie ihm unter den Armen durchgeschlüpft und er fiel so derb auf die Nase, daß er sich kalt Wasser aufschlagen mußte und mit der nächsten Post ganz still abfuhr."

„Nun, da hast Du's ja!" rief Ewald. „Selbst die dürre Vogelscheuche ist ihr nicht zu armselig gewesen. Erst lockt sie ihn, freilich nur um Spott mit ihm zu treiben, dadurch machte sie aber die andern desto eifriger bis die ganze Meute hinter ihr drein

ist und sie sich den aussuchen kann, dem sie zuletzt glühend in die Arme fällt."

Hastig stand Sophie auf: „schämst Du Dich der Sünde nicht? sprichst von dem unschuldigen Kind als wär's eine mannstolle Dirne. Schau' ihr in die klaren Augen, wenn Du noch das Herz dazu hast, ob ihre Seele nicht rein ist wie ein Thautropfen. Aber wer so sprechen kann wie Du, der verräth nur, was er selbst für schlechte Gedanken hegt!" Damit ging die Alte zornig hinaus.

Der junge Mann, sich selbst der größten Sittenstrenge bewußt, war bei diesem schweren Vorwurfe gleichfalls aufgesprungen und eilte bis an die Thüre nach, um sofort energisch zu protestiren, doch besann er sich noch zu Zeiten, daß die Küche und die Gegenwart der beiden jungen Mägde hierfür doch nicht ganz passend sein möchten. Aufgeregt durchmaß er mit großen Schritten das Zimmer und murmelte: „sind sie denn alle mit Blindheit geschlagen, haben sie denn keine Ahnung von dem süßen Heiligthume keusch in sich verschlossner Weiblichkeit? und doch sehn sie meine Gabriele, das holdeste Muster, täglich vor Augen, könnten stündlich vergleichen, wie himmelhoch das Reine vom Frivolen, das Edle vom Ge-

meinen absteht . . . . ." Er stockte in seinem Selbstgespräche; die von ihm Geschmähte stand auf ein Mal so lebendig vor seinem Geiste und richtete ihre glänzenden Augen so klar und fest auf ihn, daß er die seinigen unwillkürlich niederschlug und sein strenger Eifer in Verwirrung gerieth. Von allen Seiten her drangen Bilder der Vergangenheit auf ihn ein, wie eine muthwillige, ausgelassene, reizende Kinderschaar, deren man sich vergebens zu erwehren sucht, weil's einem nicht Ernst ist um den Widerstand und das eigne Herz schon mit ihnen jauchzt.

„O wäre sie geblieben wie damals in der goldnen Kinderzeit!" — seufzte er — „damals war sie wahrlich wie ein Thautropfen in dem die Morgensonne alle Himmelsfarben wiederstrahlt, alle Herzen gaben sich ihr freiwillig hin und sie ahnte nichts davon. Jetzt kennt sie ihre Macht nur zu gut und trachtet nur danach, mit allen Lockungen immer neue Sklaven zu gewinnen. Nun an mir sollen ihre Künste verloren sein!"

Von diesem Entschlusse gestärkt und gehoben ging er in das obere Stockwerk des Hauses hinauf.

Wie heimisch vertraut, luftig und sonnig lachte ihn sein Zimmer an! Von der östlichen Giebelseite

überschaute man aus den geöffneten Fenstern das liebliche Höhenbild bis zur schmucken Försterei am Waldsaum. Südwärts schweifte der Blick über die Terrassen des großen Hausgartens hinweg auf blauschattige Thäler, auf mannichfaltige Bergzüge mit grüngoldig erleuchteten Forsten bis nach dem in leichten Duft gehüllten Horizont der fränkischen Ebne. Das helle Band der da hinunter ziehenden Straße umschlang in weit geschwungenen Bogen den Vordergrund der Landschaft und wurde weiter unten, am Waldbergen hin, noch ein Paar Mal stückweis sichtbar. Entzückt rief Ewald aus: o Du liebe, Du unvergleichlich schöne Heimath!" Dann warf er rasch die Kleider ab und badete Haupt und Glieder wonnig in dem klaren kalten Brunnenwasser. Als er fertig war und schmuck und frisch die Treppe hinunter stieg, begegnete er in der Hausflur seiner alten Freundin. Beide konnten es nicht über sich bringen, unversöhnt von einander zu gehn. Mit herzgewinnendem Lächeln bot er ihr die Hand und sagte: „Hältst Du mich denn wirklich für so schlimm, Du böse Alte?"

„Geh' nur hin, Du Tugendspiegel!" sprach sie ihn, halb gütig und halb spöttisch, los. „Das Leben schaut anders aus, als Du Dir einbildest und Du

wirst Dich wohl oder übel schon hineinschicken müssen, wie es eben ist!“

Sie blickte ihm aus der Thüre noch eine Weile mit mütterlichem Wohlgefallen nach, ehe sie in das Haus zurücktrat und das Kommando des sonnabendlichen Scheuerns und Fegens wieder übernahm.

II.

Zum fröhlichen Mann.

Zum fröhlichen Mann.

Folgt man der in weiten Bogen um die Bergvorsprünge gespannten Straße südwärts, so bleibt ein schmaler tiefer Grund zur linken Hand durch den aus ihm heraufsteigenden, hochstämmigen Fichtenwald so lange dem Blick verborgen, bis noch weiter von links her ein zweiter Grund mit dem ersten sich vereinigt und so das Hauptthal gebildet wird, in welches sich die Straße ganz allmälig hinunter senkt. Ein jäh abfallender, steiniger Fahrweg — denn als solchen bezeichnen ihn die alten tiefen Gleise, so unglaublich es auch dem Bewohner des Flachlandes vorkommen mag — führt seitwärts von der großen Straße ab durch den Wald und tritt aus ihm hervor wo die beiden schmalen Gründe ihre Wiesenzüge gleich ihren Bächen in einander fließen lassen.

Hier liegt ein einsames Gehöfte; Wohnhaus, Stall und Scheuer mit graugewitterten Bretern ringsum beschlagen, daran ein Obst- und Gemüsegarten; ein Paar Streifen eingezäuntes Korn- und Kartoffelfeld über dem Bache, am Hang des Berges, gehören auch dazu. Das ist die Waldschenke zum fröhlichen Mann, für vornehm und gering in der Umgegend der beliebteste Vergnügungsort. Der Tanzsaal im obern Gestock versteht sich von selbst, doch die überbaute Kegelbahn hinter dem Hause und die bequeme Schießhütte, ihr gegenüber am Waldsaum Vogelstange und Scheibenstand bezeugen, daß der Wirth es sich hat angelegen sein lassen, den landesüblichen Anforderungen an den verheißungsvollen Namen seines Hauses in jeder Weise gerecht zu werden.

Heute ist der Tag, an welchem die Honorationen sich hier versammeln und das prächtige Sommerwetter lockte sie schon zu früher Stunde heran. Zuerst traf der Förster aus Falkenborn mit seinem Collegen von Schwarzwald ein, die mit einander freundnachbarlich die Schläge auf ihren Revieren verabredet hatten und das zu Hause versäumte Mittagessen hier nachholen wollten. Dann langte der stattliche Pfar-

rer aus Hirschbach an, gleichfalls die Büchse über der Schulter, der unterwegs im Walde seine morgende Predigt laut memorirt hatte, während seine nicht minder stattliche Ehehälfte, außer dem Strohkober noch die Kugeltasche und das Pulverhorn ihres Mannes am Arme, emsig strickend neben ihm herging und dabei andächtig zuhörte. In einem offnen Holsteiner rollten ein Paar Fabrikanten aus der nahen Stadt mit ihren Frauen den Thalweg herauf, ihnen folgte eben daher ein fröhlicher Trupp Mädchen und junge Männer, während von der entgegengesetzten Seite, über das Gebirg herüber, eben der Justizamtmann von Hirschbach aus dem Walde trat und, oft stehen bleibend, seinem jungen, gerade jetzt nicht sehr aufmerksamen Accessisten einen höchst interessanten Rechtsfall ausführlich vortrug, indessen seine Tochter ungeduldig vorauslief, der Amtsdiener aber, mit Flinte, Schießzeug und einem Ranzen beladen, aus dem mehrere Weinflaschenhälse guckten, respektvoll die geziemende Entfernung inne hielt und den Schluß dieses kleinen Zuges bildete.

Die Gesellschaft begrüßte sich lebhaft und nahm allmälig an den zwischen Kegelbahn und Schießhütte im schattigen Grasgarten aufgestellten langen Tafeln

Platz. Noch mehrere Familien und einzelne Herren verschiednen Alters fanden sich ein: Forst- und Gerichtsbeamte, Kaufleute, Hammer- und Mühlenbesitzer. Alles sprach nun dem schmackhaften Kaffee der Wirthin und den gehäuften Kuchenvorräthen, die von den Frauen mitgebracht und als Gemeingut betrachtet wurden, tüchtig zu. Von vielen Seiten wurde gefragt und gemuthmaßt, warum der Kommerzienrath noch nicht da sei, der Amtmann sah nach der Uhr und erklärte ihn für straffällig, denn wer von den eigentlichen Schützen zu spät kam, ganz ausblieb oder die Scheibe fehlte, wurde um Geld gebüßt. Die Herren besorgten schon ihr Schießzeug, die Frauen holten die Handarbeiten heraus, das junge Volk schwärmte noch unbestimmt durcheinander, gleich Bienen, denen die Königin fehlt.

„Da kommen sie!" rief endlich Einer und die ganze Jugend stellte sich auf und stimmte ein freudiges Hurrah an, als die Erwarteten den steilen Fahrweg herab aus dem Walde kamen. Reisig zog seine Sommermütze tief ab und neigte demüthig das graue Haupt, was seinem stark gerötheten Antlitz mit den markigen Zügen und den listig und lustig blitzenden Augen possierlich genug anstand. Seine beiden

Begleiterinnen — wer Steffens Meisterwerk mit betrachtet hätte, würde sie vielleicht wirklich danach erkannt, dann aber die Vernichtung der Zerrbilder gut geheißen haben — nahmen die geräuschvolle Begrüßung verschieden auf. Ueber Gabriele, deren hoheitsvolle Schönheit der phantastischen Tracht nicht bedurfte und aus dem schlichten weißen Kleide nicht minder überraschend hervorleuchtete, zog ein Schatten von Unmuth, sie nahm den Oheim fast gebieterisch am Arme und drängte ihn nach der Gesellschaft hin, während Mathilde, heute in lustig bauschenden, rosenrothen Stoff gekleidet, so anmuthig herablassend mit dem Köpfchen nickte und mit der Hand winkte, wie eine Fürstin, die gewohnte Huldigungen in Empfang nimmt, nur daß die helle Schalkheit aus ihren blauen Augen lachte. Und plötzlich warf sie Hut, Shawl und Körbchen von sich, sprang behend wie ein Reh den Abhang hinunter und mit dem Rufe: „fürchtet euch vor dem schwarzen Mann!“ auf die junge Schaar einstürmend, brachte sie ihr Lieblingsspiel in Gang und alles in jubelnde Bewegung.

Indessen waren auch die älteren Herren aus dem Schießstande herausgetreten. „Kommerzienrath —“ sprach der Amtmann — „sieh' hier die Uhr, es kann

Dir nichts helfen, Du wirst um einen Fehlschuß gebüßt."

„Du fehlst freilich nie," entgegnete Reisig schmunzelnd, „wenn Du nämlich mit der Sporteltaxe nach andrer Leute Geldbeutel schießen kannst."

„Halt ein ander Mal kein Mittagsschläfchen" — rief der Pfarrer — „da kommst Du ihm nicht in den Schuß."

„Seh' einer den schwarzen Undank! ich schlafe ja nur seinetwegen Voraus, daß ich mich morgen bei der Predigt hübsch munter halten kann."

Unter lautem Beifallsgelächter, in das auch die Getroffnen gutmüthig mit einstimmten, mischte sich Reisig nun in die Gesellschaft und bald knallten die Schüsse, verdoppelt vom Wiederhall des Waldes, erst nach dem Stern und als dieser nach kurzer Zeit nur noch kahle Spiese aufzuweisen hatte, nach der Scheibe.

Das junge Volk tummelte sich aber bei schwarzem Mann und Blindekuh, Paarlaufen, Plumpsack, Katz und Maus lärmend auf der Wiese herum. Die schlanken frischen Mädchen, wie sie bald, zur Kette an einander gereiht, in Schlangenwindungen der Führerin folgend, herüber und hinüber glitten, aus-

wichen, sich zusammen knäulten und geschmeidig wieder entwirrten, bald in geschlossnem Kreise sich wirbelnd drehten oder listig und behend in weitem Bogenlaufe, Paar um Paar mit den jungen Männern sich vereinigten oder dann wieder, einzeln vor ihnen fliehend, in ihren bunten flatternden Gewändern über den ganzen tiefgrünen Wiesenplan schnellfüßig sich zerstreuten, neckend gaukelten, entschlüpften und hinjagten, daß es buntfarbig durcheinander schwirrte: dieß alles schuf einen so heitern Wechsel anmuthiger Bilder, daß von den noch nicht ergrauten Schützen einen nach dem andern die Jugendlust ergriff und zur Theilnahme an den Spielen hintrieb. Wiederholtes Rufen aus der Schießhütte blieb ohne Wirkung auf diese Fahnenflüchtigen, den Strafandrohungen des Amtmanns antwortete ein allgemeines Hohngelächter und die alten Herrn traten zu einem Kriegsrathe zusammen, wie dem offnen Aufruhr zu steuern sei.

„Ich muß euch nur aus der Klemme helfen,“ sagte endlich Reisig.

„Von Rechtswegen!“ dekretirte der Amtmann, „denn Deine Mathilde ist die Rädelsführerin.“

Reisigs Vorschlag erhielt von allen Seiten Zu-

stimmung. Es wurde eilends ein neuer Stern auf die Stange gesteckt und von dem Amtmann der gesammten Jugend würdevoll eröffnet, daß die Schützen statt mit gebührender Strenge durch unverdiente Milde den Aufruhr stillen und zu diesem Ende ein neues Sternschießen für die jungen Mädchen veranstalten wollten. Die Preise sollten in verschiedenen Anweisungen auf die Schützenkasse bestehn bis zu deren Betrag die Gewinnerinnen aus den Porzellan-, Glas-, Eisen- oder andern Waarenlagern der Mitglieder des Vereins entnehmen dürften, was ihr Herz begehrte.

Allgemeiner Jubel folgte dieser Bekanntmachung. Jetzt hatte die Schießhütte nicht Raum genug, alle die zu fassen, die sich nach ihr drängten, darum durften die Mädchen nur einzeln, wie sie die Reihe traf, eintreten und war ihnen nur vergönnt, wenn sie ihr Glück nicht mit eigner Hand versuchen und auch keinem der zünftigen Schützen anvertrauen wollten, einen von den jungen Männern als Beistand zu nehmen. Die übrigen standen und lagerten indessen zu beiden Seiten der Hütte und nahmen einen eben so gespannten als geräuschvollen Antheil am Verlaufe des Wettkampfes. Natürlich bewarben sich die Herren auf

das eifrigste um die Gunst, als Helfer gewählt zu werden, so sehr aber auch Jeder seine Geschicklichkeit rühmte, fanden doch nicht Alle Gehör.

Mathilde fertigte die Bewerber sehr kurz ab mit der Frage: ob sich die Herrn einbildeten besser zu schießen als sie selbst? und ließ dann nur zu, daß ihre beiden eifrigsten Verehrer, ein Assessor aus der Stadt und ein Forstgehilfe, sie begleiteten, der eine um das Gewehr zu laden, der andere um ihre Thaten zu Protokoll zu nehmen. Ebenso verließ sich manche Andre auf ihre eigne Geschicklichkeit, auch Gabriele that es und wieß selbst jede Beihilfe zurück, zu welcher sich der Accessist aus Hirschbach schüchtern erboten hatte.

Einige Mädchen waren wirklich in Handhabung der Feuerwaffen geübt, denn Büchsenschießen ist von Alters her die den Waldbewohnern liebste Belustigung, selbst kleine Orte haben ihre Schützenhöfe, jedes Städtchen seine wohluniformirte Schützengilde, die mit Stolz die langen Reihn ihrer Königsscheiben aufweist, deren Malerei und Reimsprüche bis in vergangne Jahrhunderte zurückführen. Und so verstößt es keineswegs gegen die Landessitte, daß auch Frauen

dieser Uebung sich befleißigen und bei Gelegenheit mit den Männern darin wetteifern.

Das Glück begünstigte die Mädchen und unendlicher Jubel erscholl als Mathildens Kugel den ersten Stern herunter holte; Gabriele und eine Försterstochter hatten den gleichen Erfolg, die minder Glücklichen mußten einwilligen, sich durch geübte Schützen vertreten zu lassen und so wurde es dahin gebracht, daß Niemand bei den Preisen leer ausging.

Die Sonne stand schon tief, als die letzte Flatter des Sternes fiel. Indessen hatten die Mädchen von der Wiese und dem Felde Blumen, aus dem Walde Buchenlaub geholt und Kränze gewunden. Der für Mathilden bestimmte, konnte wohl nach Form und Farbenpracht als Krone gelten, die für Gabrielen und die Försterstochter waren ganz aus Kornblumen geflochten, die übrigen nur von Laub. Mit Hülfe der Frauen brachte der Assessor aus allerhand Tüchern an einer Stange eine recht stattliche buntgewürfelte Fahne zu Stande. Um diese versammelte er die ganze Gesellschaft und hielt eine zierliche Rede, an deren Schluß er, unter großem Beifall, Mathilden als Sternkönigin ausrief. Dann ordnete er den Festzug, schritt selbst, die Fahne schwenkend, voraus,

ihm folgten von Ehrenwachen begleitet, die drei Siegerinnen und denen schlossen sich Paarweise die jungen Männer, frische Abbrüche auf den Hüten, mit den grün bekränzten Mädchen an.

So zogen sie unter Scherz und Gelächter, zuweilen auch ein lustiges Marschlied singend, quer über die Wiese und dann in weitem Umkreise immer an dem Saume der Wälder hin.

Ihr Gesang erhielt bald eine unerwartete, sanft melodische Begleitung, aus dem einen schmalen Grunde kam allmälig die heimkehrende Kuhherde hervor. Die Thiere schritten langsam durch den Bach, rauften sich hie und da noch ein Mal Futter und bewegten ihre Halsglocken so behaglich gelassen, als hätten sie Lust an dem regelmäßigen Zusammenklang ihres wohlgestimmten Geläutes.

Der Festzug hatte seinen Rundsang bis zu der Stelle vollendet wo jener steile Fahrweg aus dem Walde hervortritt und dann einen kleinen Bogen schlägt, um den Gasthof und den daran vorbeiführenden Thalweg etwas bequemer zu erreichen. Auf dem Rasenabhang wo ihr heute die erste Huldigung dargebracht worden war, beurlaubte die Königin ihre sämmtlichen Vasallen hinüber in die Schenke, die

Herren möchten sich durch einen Trunk erquicken, die Damen der Abendtafel ihre Sorgfalt widmen.

Während alles dem Befehle folgte, hielt Mathilde ihre vertrauteste Freundin, die Tochter des Amtmanns, zurück und sprach: „nun, meine Emma, setzen wir beide uns hier unter die Tanne, lassen die Kühe an uns vorbeiziehen, sehn hinauf zu den freundlichen hellrothen Abendwölkchen über den grünen Bergen und plaudern oder schweigen wie es uns gerade um's Herz ist; nicht wahr?"

Sie zog die Freundin neben sich, schlang den Arm um ihren Nacken und faßte traulich ihre Hand. Eine über den Boden sich hinstreckende Wurzel der mächtigen Tanne bot einen bequemen Sitz und im Rücken schloß dichter junger Fichtenwuchs zwischen dem hochstämmigen Walde den Platz ab; die Mädchen hatten keine Ahnung was das Dickicht jetzt verbarg.

Ewald war vor kurzem den Waldweg herunter gekommen, zögernd und nicht wohlgemuth, so sehr er auch auf seine Zaghaftigkeit schalt. Anfangs unschlüssig, ob er jetzt schon zu dem ältern Theile der Gesellschaft hinüber gehn sollte, die noch im Grasgarten versammelt war, hatte er endlich für besser

gehalten abzuwarten bis die Jugend, deren Zug er herankommen sah, wieder drüben angelangt sein würde; in dem größern Getümmel hoffte er durch seine Ankunft weniger Aufsehn zu erregen. Doch der Zug folgte nicht dem Fahrwege, sondern nahm die unerwartete Richtung am Walde gerade nach dem Abhang hin, so daß Ewald entweder ihm entgegentreten, oder sich im Dickicht verbergen mußte. Zum ersten hätte er sich nicht um die Welt entschließen können, daß er sein vorheriges Zaudern verwünschte half auch zu nichts und so blieb ihm schließlich nichts andres übrig, als sich zwischen den jungen Fichten zu verstecken, die ihm gar nicht mehr so undurchsichtig vorkamen, und sich in Geduld zu fassen bis es der muntern Schaar belieben würde, ihm Freiheit zu gönnen. Das leicht genügsame Geplauder und Gelächter der jungen Leute fand einen sehr ungeduldigen, unwirschen Zuhörer an ihm und dazu trieb der Gedanke, hier entdeckt werden zu können, ihm den Angstschweiß auf die Stirne. Endlich athmete er wieder auf, Mathildens Entlassungsrede klang ihm wie ein Erlösungswort aus seiner lächerlich peinlichen Lage und schon wollte er sich behutsam erheben, um zu spähen und den rechten Zeitpunkt nicht zu ver-

säumen, als Nachzügler hinüber zu schlüpfen: da machte der Entschluß der beiden Freundinnen seinen Hoffnungen ein um so kläglicheres Ende, keine drei Schritte vor ihm nahmen die Mädchen Platz — nun war er erst recht gefangen und gezwungen, der Lauscher wider Willen zu sein.

Die zarte liebliche Emma hing mit schwärmerischer Hingebung an Mathilden. Von dem Augenblicke an als die Mädchen, beide eben der Schule entwachsen, sich zuerst gesehn hatten — damals wurde der Amtmann nach Hirschbach versetzt — war in Emma diese Neigung entstanden und zu einer Leidenschaft gewachsen, die sich mit Mißtraun quält, der Geliebten nicht zu genügen und aus ihrem Herzen verdrängt werden zu können. Doch nur auf andre Mädchen empfand sie Eifersucht, der Huldigungen, die von Männern ihrer Freundin dargebracht wurden, freute sie sich. Mathilde erwiderte diese Neigung, deren Uebermaß ihr unverständlich und mitunter etwas lästig war, stets gleichmäßig herzlich und heiter.

Auch jetzt sah Emma Mathilden zärtlich und bewundernd in die Augen: „wie schön Du bist, eine echte Königin, strahlend wie die Sterne und lächelnd wie die Blumen!“

„Du Schmeichlerin! Du hast Dir wohl des Assessors überschwengliche Rede zum Muster genommen? Nun aus Deinem Munde klingt's doch anmuthiger."

„Mathilde, sei aufrichtig. Wäre Dir die Bewundrung der Männer, die sich in Worten und Blicken so unverhohlen kund giebt, nicht lieber als die meinige?"

„Lieber wahrlich nicht" — antwortete Mathilde freimüthig — „aber warum sollte ich die Huldigungen der Männer nicht auch gern haben? Ich mache kein Hehl daraus und wenn ich deshalb für eitel und gefallsüchtig gelte, so kümmerts mich nicht, ich weiß, daß ich um kein Haar schlimmer bin als gerade die, die mich schelten. Sieh' ein Mal Gabrielen an, sie ist schöner als wir alle, aber denkst Du, sie wüßte das nicht eben so gut, weil sie's hinter Hochmuth und zurückstoßenden Wesen verbirgt? Ist das etwa besser?"

„Widerwärtig ist's!" bestätigte Emma. „Hast Du gesehn, wie schnöde sie den netten bescheidnen Hilbert abwies? Kaum daß sie sich den Kranz aufsetzen ließ und während sie mit uns ging hat sie kein Wort gesprochen, in einem fort spöttisch den

Mund verzogen. Mir ist sie geradezu unerträglich. Sag' mir nur, wie Du mit ihr auskommst."

„Ei recht gut — alle Tage eine halbe Stunde, wenn sie gerade bei guter Laune ist; da kann sie schon liebenswürdig sein. Dann bricht aber unversehens das Gewitter los. Sie, die kaum zwei Jahre älter ist, will mich hofmeistern, mir gute Sitte predigen — ganz so wie mein langweiliger eingebildeter Vetter es zuweilen versucht — ich lasse mir's nicht gefallen, es züngelt Blitze herüber und hinüber, wobei ich Gott sei Dank nicht schlechter treffe und dann bekümmern wir uns einen halben Tag nicht um einander. Sie näht und stickt, liest und träumt, ich poltre in Haus und Küche herum, necke den Vater und die alte Sophie, lasse den Hund bellen — was Gabriele für den Tod nicht leiden kann — endlich, und wär's erst in der Schlafkammer, gönnt einer der andern ein gutes Wort und wir versöhnen uns wieder, so lang' es dauert."

„Du hast ein zu gutes Herz, ich ließe sie fühlen wer Herrin im Hause ist."

„Sieh Emma, zu Zeiten, wenn sie meinem Vater so hochfahrend begegnet und eine wahre Lust darin findet, in seinen kleinen Schwächen ihn zu kränken,

mit Ueberlegenheit auf ihn hinab zu sehn, da kocht's in mir und ich habe das Wort auf der Zunge, mit dem ich sie zum Schweigen bringen und demüthigen könnte — aber bei ihrem Stolze triebe es sie gewiß auch aus dem Hause und wo fände sie dann eine Zuflucht? Da schluck' ich's denn hinunter und vertröste mich auf die Zeit wo ihr Bruder es zu einem Amte bringt und sie zu sich nimmt."

„Das kann lange dauern," sagte Emma spöttisch, „mein Vater hat gehört, der junge Herr lernte nichts, sondern triebe nur Studentenpossen."

„O weh!" seufzte Mathilde, „nun da müssen wir Geduld haben."

„Wenn sie Dein Vater nicht verliert; er wirft doch sonst nicht gern das Geld zum Fenster hinaus."

„Das ist seine Sache", brach Mathilde kurz ab, „mein Vater ist der beste Mann von der Welt und ich wüßte gar nichts an ihm auszusetzen, als daß er mir allen Willen läßt."

Sie erhob sich und trat mit ihrer Freundin ein Paar Schritte vor. Wohlgefällig betrachtete sie die schmucken Kühe, die eben vorbeizogen, lobte die und jene und lachte über Emma, die in der Stadt aufgewachsen war und Angst vor den Thieren hatte.

Auch Ewald wagte jetzt sich aufzurichten. Es war ihm, als ob er statt auf weichem Moos auf einer Folterbank gelegen hätte. Die Spöttereien, die Bitterkeiten über ihn und seine Schwester und vollends das großmüthige Erbarmen Mathildens, ihre Vertröstung auf die Zukunft, das stach von allen Seiten auf ihn los, hakte sich ein und ritzte wie hundert Stacheln einen der in eine Dornhecke gerathen ist. Er war in einem unbeschreiblichen Zustande beschämten Grimmes und vorsichtiger Wuth; er hätte Bäume ausreißen und Wälder damit niederschlagen, wie ein rasender Ajax unter die friedlichen Kühe fahren mögen — doch nur unter der verbürgten Bedingung, daß er sein elendes „hinter dem Busche" dadurch nicht verriethe.

Geduckt und die rothe Mütze auf den Rücken haltend, stahl er sich bis hinter eine Fichte, die etwas seitwärts von der großen Tanne stand, um bei jeder günstigen Gelegenheit von Baum zu Baum einen Rückzug in den Wald hinauf zu gewinnen. So oft eine seiner arglos vor ihm stehenden Feindinnen den Kopf nur halb drehte, mußte er sich an den dicken Stamm schmiegen, der ihn zwar vollständig verbarg, aber gerade an dieser Seite reichlich Harz ausschwitzte.

„Höre,“ sprach Emma zu Mathilden, „dort kommt aber der Ochse und sieht recht heimtückisch aus, wir wollen lieber hinter den Baum treten.“

„Närrchen, er thut uns nichts, der Hirt ist ja bei ihm.“

„Ich fürchte mich vor ihm, er frißt so hastig und blinzelt dabei nach uns. Sieh, der Hirt winkt auch mit der Hand.“

Mathilde sah jedoch nicht danach und achtete gar nicht auf die Worte ihrer Freundin, denn eben waren ein Paar Herren aus der Schenke getreten, die nur durch ein Stück Hofraum, durch den Fahrweg und den Rasenabhang von Mathildens Standort getrennt war. Von den Thürstufen aus rief der Assessor mit seiner hohen, scharfen Stimme: „wenn Majestät geruhen wollten, Ihre getreuen Unterthanen wieder zu beglücken, das Abendessen wartet nur auf Höchstdero Zurückkunft.“

„Ich bin gerührt, daß meine Unterthanen an mich denken, sobald sie Hunger haben und will ihre Treue nicht länger auf die Probe stellen,“ antwortete Mathilde, nahm Emmas Arm und wollte hinüber eilen, doch ein dumpfes Gebrüll machte sie aufmerksam und hielt sie noch zu rechter Zeit zurück.

Der übelgelaunte Bulle hatte seinen schwarzen zottigen Kopf schon vorher emporgehoben und seine tückischen Augen auf Mathilden gerichtet, die Stimmen und das rothe Kleid reizten ihn, er achtete nicht auf die begütigenden Worte seines Herrn, brüllte drohend und trottete, noch langsam, ein Paar Schritte den Hang hinauf. Der Hirt gerieth in Angst und rief seinem Hunde zu: „Halt auf!“ dieser sprang auch muthig bellend entgegen, wurde aber im Nu aufgegabelt, hoch in die Luft geschleudert und ohne sich weiter um ihn zu kümmern rannte nun das furchtbare Thier in vollem Wuthausbruch auf die Mädchen los. Die jungen Männer eilten entsetzt vorwärts, der Hirt schrie: „hinter den Baum!“ doch die Hülfe wäre zu spät gekommen. Als die Mädchen dem Rathe folgen wollten, strauchelte Emma, vor Schreck halb ohnmächtig, über eine Wurzel und war im Fallen, Mathilde verschmähte, sich allein zu retten und half ihr kräftig auf. Das Thier hatte die Hörner schon gesenkt und hätte die Mädchen sicher erreicht, wäre nicht in diesem Augenblicke Ewald aus seinem Versteck hervor, dazwischen gesprungen. Er warf seine rothe Mütze dem Bullen in die Augen, schrie ihn drohend an und lenkte so die ganze Wuth

auf sich. Mathilden gelang es, ihre Freundin hinter dem Baume zu bergen, an sich selbst dachte sie nicht, sondern stand athemlos und starrte nach dem Retter in der höchsten Noth, der wie durch die Luft herbeigeflogen war, sein Leben für das ihrige zu wagen und in dem sie, was ihr nicht minder wunderbar erschien, ihren Vetter erkannte.

Ewald selbst befand sich jetzt in einer verzweifelten Lage. Es glückte ihm zwar durch einen behenden Sprung dem ersten verderblichen Stoße auszuweichen, doch dadurch war er dem Bullen dicht an den Leib gekommen, eine Flucht in den Wald unmöglich geworden — es gab nur noch eine Rettung. Ein gewandter Turner faßte Ewald dem Thiere kräftig in den Kamm und saß ihm mit einem Schwunge rittlings auf dem Rücken. Freilich galt's jetzt fest sitzen. Der Bulle, ganz und gar ungewohnt, geritten zu werden, that ein Paar gewaltige Sätze, schlug wuthbrüllend mit dem Schweife durch die Luft, drehte sich mehrmals im Kreis herum, doch als er seinen Feind durchaus nicht zu Gesicht bekommen konnte, aber nach wie vor die Last auf dem Rücken und seine empfindlichen Weichen wie in eine Klammer eingezwängt fühlte, rannte er entsetzt, in feiger Flucht auf

dem Thalwege davon, die ganze Kuhherde, was sie konnte, vor ihm her, der Hirt keuchend, der Hund winselnd und hinkend hinterdrein.

Die ganze Gesellschaft war auf das Angstgeschrei aus dem Garten an den Weg geeilt und sah, ohne den Zusammenhang zu kennen, erstaunt dem tollen Ritte nach. Die jungen Männer, die allein den gan= Vorgang mit angesehen hatten, eilten zuerst nach den beiden Mädchen hinüber, denn Emma war ohn= mächtig am Baume niedergesunken, Mathilde be= mühte sich um sie und befahl frisches Wasser und Essig herbei zu schaffen. So blieb die Aufmerksam= keit der größeren Gesellschaft ausschließlich nach der andern Seite hingewandt.

Ewalds Lage war allerdings nicht viel gefahr= loser geworden, doch er klammerte sich mit Armen und Beinen fest und verlor die Besinnung nicht. Ein Paar hundert Schritte thalabwärts standen Bäume dicht am Wege und streckten ihre Aeste drüber hin. Den Kopf duckend und die rechte Hand empor reckend, gelang es Ewald einen solchen Ast zu fassen. Der Ruck war gewaltsam, doch die geschmeidige Kraft des wackern Turners hielt ihn aus. Er ließ sein ungefüges Roß unter sich weg weiter fort rasen und

hing nun ein Paar Augenblicke zwischen Himmel und Erde, dann kam er, halb springend, halb stürzend, glücklich auf den Wiesenboden.

Die Gesellschaft hatte sich vorwärts gedrängt. Anfangs überwog die ängstliche Theilnahme an der Gefahr des noch unerkannten Reiters jeden andern Eindruck, doch seine Mazeppa-Lage auf dem kläglich brüllenden Thiere, das Gefolge des jammernden Hirten und winselnden Hundes boten einen so überaus komischen Anblick, daß, als der Reiter sich vom Boden aufgerafft hatte und anscheinend wohlbehalten, wenn auch in verwildertem Zustande, herankam, die Spannung sich in allgemeine Fröhlichkeit auflöste.

„Ich glaube gar es ist mein Neffe!“ rief der Kommerzienrath. „Der Junge hat gewiß das Postgeld sparen wollen und sich als blinder Passagier aufgesetzt.“

Alle eilten lachend und neugierig, wie sich das Räthsel lösen werde auf Ewald zu, der seinerseits, höchst überrascht von dem unbegreiflichen Empfange, nun stehen blieb, sich die wirren Haare aus der Stirne strich und den lustigen Leuten finster entgegen sah.

Gabriele war die erste, die ihn erreichte und, im

Innersten gekränkt, daß ihr Bruder sich zum Gegenstande dieser Lustigkeit gemacht hatte, ihm vorwurfsvoll zurief: „aber um's Himmels willen, wo kommst Du denn her?"

„Nun von Jena, woher denn sonst?" erwiderte er barsch, doch als ein allgemeines schallendes Gelächter seiner Antwort folgte, schaute er sich in sprachloser Entrüstung rings im Kreise um.

„Ei nimm's nur nicht übel," sagte Reisig, „wir wußten ja nicht, daß die Herrn Studenten, sich jetzt andrer Miethgäule bedienen. Du hast wohl in Hirschbach beim Hirten Relais gelegt?"

„Nein das ist unerhört!" brauste Ewald auf, „mir meine That mit solchem Hohn zu vergelten, ich glaube, ich bin in ein Narrenhaus gerathen!" Und so rasch als seine verstauchten Füße ihm gestatteten, brach er rücksichtslos mitten durch die Gesellschaft, die jetzt ihrerseits vor Verwunderung stumm ihm nachsah.

„Der Junge ist selbst übergeschnappt!" rief Reisig erschrocken.

„War von je ein überspannter Kopf," fügte der Amtmann hinzu, „wir müssen ihm nach, daß er kein Unheil anrichtet."

Ewald war entschlossen, stracks nach dem hohen Hause zurückzugehn und hatte schon den Waldweg eingeschlagen, als Emma und Mathilde ihm entgegentraten.

Er wandte zornig den Kopf ab und wollte an ihnen vorüber, doch Mathilde fiel ihm stürmisch um den Hals und drückte einen Kuß auf seine Lippen. „O Du herrlicher Mensch!“ flüsterte sie ihm aus vollem Herzen zu. Emma faßte und hielt in überwallendem Gefühl seine Hände, ihre feuchten schwärmerischen Augen sprachen mit inniger Beredsamkeit ihren Dank, die jungen Männer umringten ihn, priesen freudig seine That und der Assessor rief in hoher Begeistrung: „Sie Ritter ohne Furcht und Tadel, die Rettungsmedaille muß Ihnen werden!“

„Ist kein Doctor da?“ rief der Kommerzienrath dazwischen, „sie sind alle toll geworden!“

Der Assessor räusperte sich zwar, bat um Gehör und wollte eine wohlgeordnete Schilderung des ganzen Ereignisses geben, doch die Ungeduld der Mädchen und jungen Männer ließ ihn nicht zu Worte kommen, sie theilten kurz und schmucklos den begierigen Hörern, die sich um sie sammelten, das Abenteuer mit.

Jetzt begann ein gewaltiger Lob- und Beifallssturm auf den vom Umschlag fast betäubten Ewald los zu brausen. Reisig schloß seinen Neffen stürmisch in die Arme: „meine Mathilde hast Du mir gerettet — ohne Dich läg' sie jetzt ....“ er schauderte zusammen, preßte Ewald zärtlich an sich und rief mit halberstickter Stimme, zwischen Thränen und Jubel: „Goldjunge, Studentenblume! das verändert mit einem Schlage unsre ganze Bilanz, Dein Schuldner bleib' ich mein Lebelang, — vorwärts, zu Tische! keine Flasche Champagner soll im Schützenkeller bleiben ...“

Jetzt hatte der Amtmann, seiner Gravität gänzlich vergessend, gewaltsam sich Bahn gebrochen: „was da, willst ihm wohl zum Dank vergiften mit dem sauren Eßlinger? echte Liebfrauenmilch hab' ich mit, das gebürt dem Frauenretter — und mein ganzer Weinkeller — mein Haus — was ich habe, alles steht Dir zu Gebote, Du ... Du Biedermann!“ Die Thränen rannen ihm über das freudeglühende Gesicht, wie er Ewald an Hand und Schulter gewaltig schüttelte. „Aus Dir wird eine Ehrensäule der Justiz, mach' Dein Examen und komm' zu mir auf's Amt, in ein Paar Jahren sollst Du Aktuar sein!“

„Mit dreihundert Thalern Gehalt?“ warf Reisig ein, der sich im Besitz von seines Neffen andrer Hand und Schulter behauptet hatte. „Schöne Aussicht! Nein, wir wollen sehn, daß wir was Bessres aus ihm machen.“

„Streitet euch bei Tische um ihn,“ unterbrach der Pfarrer den wetteifernden Streit, „dort soll er den Ehrenplatz und den Ehrentrunk haben, denn das kommt ihm zu für seine wackre That. Vorwärts, meine Herrschaften zu Tische!“

Alles folgte dem Kommando bereitwillig; der Amtmann und der Kommerzienrath mit Ewald voran. Sie würden auch bei Tische ihm nicht von der Seite gewichen sein, wenn nicht Mathilde und Emma diese Nachbarschaft als ihr Recht in Anspruch genommen hätten. So nahmen denn die beiden Väter, Gabrielen zwischen sich, gegenüber Platz und das Mahl begann in fröhlichst gehobner Stimmung.

Ewald hatte noch gar nicht recht zu Besinnung kommen können und auch jetzt, wie er sich umgeben sah: die strahlende Mathilde, die liebliche Emma, seine ihm über alles theure Schwester alle an seinen Blicken und Worten hängend, ihm herzlich, dankbar, freudig stolz zulächelnd und dazu die glücklichen Alten,

wetteifernd die Gläser zu füllen und in übermüthiger Laune durch ein Sprühfeuer von Scherz und Witz die froh empfängliche Zuhörerschaft zu entzünden — er schwamm in einer traumhaften Wonneseligkeit. Doch er mußte sich aus diesem Zustande stillen Genießens aufraffen und zusammen nehmen, denn jetzt eröffnete der Assessor den Reigen mit einem wohlgesteigerten und fein zugespitzten Trinkspruche auf den Ritter ohne Furcht und Tadel, der zwar den selbstverständlichen Anklang fand, aber der Gesellschaft doch im Grunde zu gekünstelt und im Verhältniß zu dem vorhandnen Hitzgrade der Gefühlsstimmung etwas kühl war.

Um so erschütternder schlug das Mißverständniß des alten schwerhörigen Försters von Friedmannsdorf ein, der sich auch mit dem Glase in der Hand zu Ewald heran schob und seiner Meinung nach halbleise, in Wirklichkeit aber der ganzen Tischgenossenschaft vernehmlich ihm zuraunte: „der Junker Hochnase rückt Ihnen gar noch zuletzt vor, daß Sie ein Bürgerlicher sind. Schockschwerenoth, als ob das eine Schande wäre! Kommt, angestoßen mit einem Alten von Anno 13, wer Courage hat soll leben, einerlei ob mit oder ohne Adel!“

Bei dem schallenden Gelächter sah sich der Förster betroffen um, der Amtmann schrie ihm über den Tisch zu: „der Ritter ohne Furcht und Tadel, Tadel, Tadel hat er gesagt, das war ein sehr tapfrer Ritter, ein Franzos, Bayard hieß er, wurde von den Deutschen bei Pavia in Italien mit todt geschlagen."

Der Alte spannte die Hand um sein bestes Ohr und hörte mit ungläubiger Miene hin: „so? — ein Franzos, ohne Furcht und Tadel, nicht Adel, in Italien? Kenne das nicht, habe nur die Campagnen von 13 und 15 mitgemacht. Meinethalben, wüßte auch nicht, was an dem Ewald zu tadeln wäre, wenn er auch nicht von Adel ist. Nun nichts für ungut!" Damit humpelte er an seinen Platz zurück.

Ewald erhob sich aber und lehnte all das überschwängliche Lob wahrhaft bescheiden ab, indem er nur den glücklichen Zufall pries, der ihm vergönnt, so vielen kühnen Herzen zuvor zu kommen und mit dem Wunsche, daß jede Fährlichkeit des Lebens so glücklich und heiter abgewendet werden möge, das Wohl seiner holden Nachbarinnen ausbrachte. Ein passendes, herzliches Wort ist die Krone jedes Festes. So fühlten alle jetzt die stürmische Aufregung in sich besänftigt, es kam allen vor, als sei jetzt erst das

Schreckliche, was gedroht hatte, unschädlich in die Vergangenheit entrückt. Ein Trinkspruch löste den andern in rascher Folge ab, ungekünstelt, aber fernig, heiter und aus vollem Herzen.

Ewald lehnte sich in seinem Stuhl zurück, er fühlte Ermattung und einen, wenn auch nicht heftigen Schmerz in Schulter und Füßen; behaglich ließ er den Strom lauter Fröhlichkeit um sich her brausen. Da fielen seine Blicke auf ein Paar Flecken an seinem Rock, er wischte unbemerkt mit dem Tuche, doch die Flecken wichen nicht, weil sie von Fichtenharz herrührten. Mit einem Schlage tauchten die widerwärtigen Ereignisse des heutigen Tages aus ihrer bisherigen Vergessenheit in seiner Seele auf. Er sah, wie in einem verzerrenden Spiegel, sich selbst im Dickicht liegen, hinter den Baum gedrückt, jedes Wort von dem Gespräche der Freundinnen klang ihm deutlich und höhnisch in die Ohren. Gepeinigt wandte er sich zur Seite, doch dieselbe Emma, die jetzt so schwärmerisch zu ihm emporschaute, hatte vor einer Stunde durch hämischen Spott ihn auf's empfindlichste getroffen, dieselbe Mathilde, die jetzt nur ihn durch Schönheit und Liebenswürdigkeit bezaubern wollte, hatte offen bekannt, daß sie allen Män-

nern zu gefallen strebe, außer ihm. Er nur war ihr langweilig und überlästig, sie seufzte nach dem Tage, der sie von ihm befreien würde — und welche niedrige Gehässigkeit gegen seine Gabriele hatten die beiden Mädchen verrathen! Sein Herz, eben noch von Glück und Wonne geschwellt, zuckte in Schmerz und Bitterkeit. Er fuhr zusammen, als Mathilde ihn in diesem Augenblick berührte und warf ihr einen finster flammenden Blick zu.

„Um's Himmels willen, Vetter!" fragte sie erschrocken, „aus welchem bösen Traume habe ich Dich geweckt? Und wie Du die Farbe wechselst — Du bist nicht wohl?"

Auch Emma wandte sich theilnehmend zu ihm und beide sahen ihn so treu sorglich an, daß er die Augen niederschlagen mußte; es schwindelte ihn vor solcher Verstellungskunst.

„Ein wenig Spannung in der Schulter — weiter nichts," zwang er sich zu erwidern.

„Wirklich nicht?" fragte Mathilde forschend, als sie aber keine Antwort bekam, fuhr sie fort: „ich wollte Dich eben bitten, mir noch eins zu erklären. In der höchsten Gefahr standest Du auf ein Mal zwischen

uns und dem Ungethüm wie aus der Erde gewachsen."

„Wie ein herbeigerufener Schutzgeist!" sagte Emma lebhaft.

„Wie der alte Ziethen aus dem Busch!" setzte der Kommerzienrath hinzu.

„Getroffen, Oheim, aus dem Busch bin ich gekommen," betonte Ewald mit ironischer Bezüglichkeit, doch als er an dem Erschrecken seiner Nachbarinnen und ihrem ängstlichen Blickwechseln gewahr wurde, daß er im Begriffe stand, sich selbst zu verrathen, hatte er Geistesgegenwart genug, sogleich hinzuzusetzen: „wenigstens aus dem Walde. Ich war quer durch in der Richte gegangen, sah die beiden Damen stehn und kam gerade an als es nöthig war.

Mathilde und Emma athmeten wieder auf.

„Der gerade Weg der beste, hier kommt der Spruch ein Mal zu Ehren," meinte Reisig. „Wie bist Du denn überhaupt hierher gekommen?"

„Sophie hat mir zugeredet, euch nach zu gehn," suchte Ewald der eigentlichen Frage auszuweichen.

„Die Sophie ist klüger gewesen als sie denkt;

wer ist aber so klug gewesen, Dich von Jena zu schicken?"

„Zu schicken?" wiederholte Ewald unwillkürlich, „woher weist Du denn? .... Nun allerdings bin ich nicht ganz aus freiem Antrieb fortgegangen," fügte er verlegen hinzu.

„Aha, ich merke schon, worauf das hinaus läuft! Wer ist der Mann, der Dir keine Ruhe gelassen hat, daß Du, um seinen Besuchen auszuweichen, den Wanderstab ergreifen mußtest? Nenn' ihn nur, ihm soll geholfen werden und ich will ein Glas auf sein Wohl leeren, denn er hat gerechten Anspruch auf meine Dankbarkeit. Nun frisch heraus mit der Sprache, wenn's auch mehr als einer wäre. Der Kneipwirth — nicht wahr, und der Pferdephilister?"

„O nein, lieber Oheim —" bemühte sich Ewald, den leichten Ton des Scherzes anzuschlagen — „viel vornehmere Herren haben mich bewogen, gerade jetzt zurück zu kehren ...."

„Nun bin ich doch begierig, was da heraus kommen wird."

„Seine Magnificenz der Prorektor und der ganze illustre Senat haben mich — geschickt."

„Alle Donnerwetter!" fuhr Reisig auf, „von

denen bist Du . . .? Ei das ist mir ja eine saubre — eine außerordentliche Ueberraschung, wollt' ich sagen, das hätte ich mir fürwahr nicht träumen lassen. Darf man fragen, was die Veranlassung zu dieser „Schickung" gewesen ist?"

Es half nichts, Ewald mußte suchen in dem begonnenen Tone fortzufahren, so sauer es ihm auch ankam: „vermuthlich haben die Herren von Deiner Standeserhöhung Kenntniß erhalten — ich ergreife wenigstens mit Vergnügen die Gelegenheit, Dir dazu von Herzen Glück zu wünschen, lieber Oheim."

Dieser Glückwunsch kam so naiv zu Tage, daß Reisig seinen verlegen lächelnden Neffen einen Augenblick ganz verblüfft ansah, dann aber in ein helles Gelächter ausbrach.

Die Mädchen konnten den Zusammenhang der Sache sich noch nicht enträthseln und hörten den Gespräche mit Verwunderung, Gabriele — überhaupt schon etwas empfindlich, weil sie sich von ihrem Bruder vernachlässigt glaubte — mit wachsendem Unmuthe zu. Der Amtmann hatte inzwischen auch mit der andern Seite seiner Nachbarschaft Verkehr angeknüpft, denn nach und nach, wie die Trinksprüche aufgehört und die Unterhaltung sich wieder auf ein-

zelne Gruppen vertheilt hatte, war die kleine Gesellschaft oben am Quertische der hufeisenförmigen Tafel von der lustigen Menge an den beiden langen Seiten abgeschnitten worden, zumal da schon von Anfang an ein Paar Stühle neben Mathilde und Emma unbesetzt blieben, weil keiner der jungen Männer Verlangen trug, auf diesen Plätzen dem glücklichen Ewald zur Folie zu dienen. Als der Amtmann sich seinem Kreise wieder zuwandte, vernahm er nur noch den Glückwunsch des Neffen und das befremdliche Gelächter des Oheims.

„Ich dächte“ — meinte er — „es machte dem Herzen meines jungen Freundes alle Ehre, daß er an Deiner Charakterisirung so lebhaften Antheil nimmt und wenn ich recht verstanden habe, sich nur deshalb aus seinen Studien reißt und den Staub des sonnigen Weges nicht scheut, um Dir seine kindliche Dankbarkeit zu beweisen. Kommen Sie und stoßen Sie mit mir an, bis Ihr Oheim sich von seinem Lachanfall erholt.“

„Bitte, bitte lieber Amtmann, ich habe mich schon wieder erholt und weiß die ungezwungene Theilnahme meines Neffen nach Verdienst zu würdigen.

In Gottesnamen denn, Dein Guthaben von heute soll auch noch den Glückwunsch decken!“

„Du bist mein lieber, gütiger Oheim!“ rief Ewald aus überwallendem Herzen. „Ich setze Dir die Sache morgen auseinander, aber glaube mir, daß ich an allem was Dich erfreut, innigen Theil nehme und daß ich Dir darum auch zum Kommerzienrath aufrichtig Glück wünsche.“

„Das laß' ich mir gefallen,“ sprach Reisig, und schüttelte seinem Neffen die Hand. „Kommt ihr Mädchen, stoßt auch mit uns an. Glück und Eintracht im Hause!“

Bereitwillig folgten Ewald's Nachbarinnen und Mathilde flüsterte ihm schalkhaft zu: „Vetter, Du scheinst schöne Streiche gemacht zu haben; ich freue mich, daß das Gewitter sich verzogen hat.“

Ewald kam auch seiner Schwester mit dem Glase entgegen, sie sah ihn aber streng an und sagte: „ich begreife Dich nicht.“

„Was kann meine kluge Nichte nicht begreifen?“ fragte Reisig.

„Daß ein freier Sinn sich erniedrigt, einer kindischen Thorheit zu schmeicheln, die er doch im Herzen verachtet.“

„Gabriele, mich so zu verkennen!“ sagte Ewald, Mathilde aber rief aufgebracht: „wer Dankbarkeit für Schmeichelei hält, ist mir noch unbegreiflicher.“

„Du Stachelzunge!“ schalt Reisig seine Tochter in einem Tone, der eher Genugthuung als Mißfallen verrieth. „Halt' es ihrem Unverstand zu gute, liebe Gabriele, sie steckt noch in allerhand altväterischen Vorurtheilen. Nimm auch kein gar zu großes Aergerniß an Deinem Bruder, es war ja nur so eine Art von höflicher Lüge von ihm, als wenn einer dem andern auf der Straße begegnet und ihm sagt: ich wollte Dich eben besuchen.“

„Auch aus Höflichkeit soll man nicht lügen, erwiderte Gabriele überlegen. Aber Dein Gleichniß paßt nicht einmal, denn Ewald ist ja wirklich gekommen und warum sonst, das wissen wir immer noch nicht.“

Jetzt blitzten des Kommerzienraths Augen recht boshaft: „Und das hast Du noch nicht errathen? o Du liebe Unschuld! Nun da will ich Dir's ganz deutlich erklären. Du mußt nicht denken, daß es auf der Universität so bäuerisch plump zugeht wie bei uns, wenn ich zum Beispiel einen Arbeiter ablohne und ihm geradezu sage, mach' daß Du fort-

kommst, ich kann Dich nicht länger brauchen. Das würde sich schlecht ausnehmen zwischen vornehmen Professoren und gelehrten jungen Herrn. Nein da spricht der Prorektor ganz höflich: die Studien scheinen Ihre Gesundheit anzugreifen oder die hiesige Luft sagt Ihnen wohl nicht zu, oder: wie wär's wenn Sie ein Mal nachschauten wie's zu Hause steht, ist nicht Ihres Herrn Vaters Geburtstag nächstens? Wir verzichten auf das Vergnügen ihrer Zurückkunft auf ein Paar Jahre! Der junge Mann bedankt sich höflich und schnürt sein Bündel. Siehst Du, liebe Gabriele, das nennt man auf der Universität einem das Consilium, das heißt einen Rath, ertheilen. Es hat einige Aehnlichkeit damit wenn Jemand zum Kommerzienrath gemacht wird, denn beides kommt unverhofft, man muß es annehmen, wenn man nicht unhöflich sein will und beides bringt nichts ein, sondern verursacht im Gegentheil mancherlei Ausgaben. Ist Dir's nun klar geworden?"

Ewald war empört über den lieblosen Spott, Gabriele suchte vergeblich ihre Thränen zurück zu halten, Mathilde und Emma sahn verlegen und betrübt vor sich nieder. Auch des Amtmanns Gesicht hatte sich merklich verlängert. „Also consiliirt?"

unterbrach er endlich das peinliche Schweigen und als Ewald ihm kurz geantwortet hatte: „auf drei Jahre!“ fuhr er tröstend fort: „das ist freilich unangenehm, indessen immer noch besser als relegirt. Gewiß hat der junge Herr zu oft gepaukt.“

„O nein,“ sprach Ewald mit Selbstgefühl, „wegen nachtheiligen Einflusses auf einen Theil der Studirenden“ — so lautete die Formel.

Der Amtmann war ein gewissenhafter, pflichtgetreuer und dabei humaner Mann; wenn er auch auf seine Autorität hielt, war ihm doch der Unfehlbarkeits-Dünkel fremd, er wandte gern alles zum Guten, machte es seinen Amtsunterthanen so bequem als möglich, liebte nicht wie andere Polizeiherrn bei jeder Kleinigkeit mit der Zuchtruthe drauf loszuschlagen, kurz er führte ein wohlwollendes patriarchalisches Regiment — nur bei einem Punkte hörte seine Gemüthlichkeit auf. Alles was politischer Aufregung auch nur entfernt ähnlich sah oder auf irgend eine Weise dahin abzielte, konnte er so wenig vertragen als der Truthahn die rothe Farbe. Er faßte es unter dem Ausdruck Burschenschäftelei zusammen, mochte es auch mit der studentischen Verbindung gar

nichts gemein haben. Sein Widerwille rührte davon her, daß er bei den Demagogen-Untersuchungen in den dreißiger Jahren eine Zeit lang als Aktuar des Kriminalgerichts thätig gewesen und daß ein jüngerer Bruder von ihm als Angeschuldigter hinein verwickelt worden und in Folge dessen zu Grunde gegangen war. So wurde auch jetzt der Ausdruck seines Gesichts plötzlich ernsthaft, er richtete argwöhnische Blicke auf Ewald und sagte: „ei, ei, junger Freund, das läßt auf allzu eifrige Theilnahme an verbotnen Verbindungen schließen. Ich habe schon gehört, daß die Burschenschaft ihr altes, unseliges Treiben wieder beginnt.“

Einen solchen Fehdehandschuh hätte Ewald um die Welt nicht liegen lassen: „wohl haben wir die Burschenschaft aus ihrem weichlichen Hindämmern, ihrer schlaffen Selbstgenügsamkeit emporgerüttelt. Der Geist thatkräftger Freiheit sträubt wieder seine Fittige so kühn wie in den dreißiger Jahren und schreckt die Herren mit Erinnerungen an Hambach und Frankfurt. Diesen Geist glauben sie aus den Köpfen maßregeln zu können wie aus ihren engen Mauern und ahnen nicht den sehnsuchtsvollen Frühlingsdrang der schon im ganzen deutschen Volke pulst,

nicht, daß wir gleich zündenden Feuerfunken in das Land hinausfliegen.“

„Ich müßte mir doch verbitten, daß Du Dich in dieser Eigenschaft unter meinem Dache niederließest!“ sagte Reisig trocken.

„O Thorheit und kein Ende, immer wieder neu ausgebrütet in jenem höllischen Hochofen!“ rief der Amtmann mit mühsam verhaltnem Zorn. „Junger Mann, Ihre gefährlichen Reden will ich nicht gehört haben, aber . . .“

„Recht so!“ unterbrach ihn der Kommerzienrath, „denken wir, der Wein spricht aus ihm. Ich bin Dir gut dafür, daß er sich fein still und bescheiden hält. Er soll uns keinen Brand hier stiften und den in seinem eignen Kopfe will ich schon löschen.“

„Oheim!“ rief Ewald . . .

„Schon gut, lieber Neffe!“ suchte Reisig zu beschwichtigen. „Gieb uns lieber ein ander Mal Deine Vorlesung zum besten.“

Aber der junge Mann beachtete weder dieß, noch die Zeichen mit denen ihn Mathilde und selbst Gabriele zur Mäßigung mahnten, er schoß dahin wie ein Schiff unter vollen Segeln: „glaube ja nicht, Oheim, daß ich meiner Ueberzeugung je untreu

werde oder sie feig verleugne. Selbst die Pflichten der Liebe und der Dankbarkeit, so heilig sie mir sind, würde ich opfern, wenn das nach Freiheit dürstende Vaterland es fordern sollte. Ob ich darüber zu Grunde ginge, ob tausende mit mir — gleich viel!“

„Nein“ — rief der Amtmann — „das geht zu weit, das ist ja offne Aufforderung zum Aufruhr!“

„Bst, bst, lieber Freund nicht gleich an die große Glocke schlagen, uns beide wird er doch nicht verführen? Wärst Du wohl so freundlich“ — wandte sich Reisig dann gelassen an seinen Neffen — „und belehrtest mich, ob es mit eurem Weltverbesserungssysteme sich verträgt, daß Jeder, wenigstens vor der Hand noch, Herr bleibt in seinem Eigenthume?“

„Wir sind keine verrückten Kommunisten,“ erwiderte Ewald etwas ruhiger.

„Nun das freut mich von Herzen. Ich darf also nach wie vor damit schalten und walten und Du selbst wirst nichts dagegen einwenden können, wenn ich mein Haus dem Einen öffne und dem Andern verschließe ganz nach meinem Belieben?“

Ewald sah seinen Oheim einen Augenblick ungläubig und betroffen an, ehe ihm der Sinn der Frage klar wurde, denn eine solche Drohung von

dem der ihn wie ein Vater liebte, war ihm fast undenkbar. Jetzt durchzuckte ihn ein jäher, schneidender Schmerz, er erblaßte und stammelte: „verstehe ich Dich recht — dann werde ich mich beeilen . . .“

„Vater!“ rief Mathilde erschrocken, „Du wirst doch nicht . . .“

„Was wollt ihr denn nur?“ fragte Reisig wie verwundert. „Ihr glaubt doch nicht, daß meine Bitte um Belehrung so eine Art von akademischem Rathe sei? Im Gegentheil; ich hoffe, das wir friedlich und froh zusammen leben werden so lange es Ewald gefällt und mit seinem Berufe sich vereint. — Ich wünsche allerseits eine gesegnete Mahlzeit!“

An einem Flügel der Tafel war das Zeichen zum Aufbruch schon gegeben worden, auch die andern folgten nun dem Kommerzienrathe, Gabriele hastig, der Amtmann würdevoll, ohne Ewald einen Blick zu gönnen, Emma mit niedergeschlagenen Augen und einer verstohlnen Verbeugung. Selbst Mathilde konnte ihren Nachbar nicht weiter beachten, denn sie wurde sogleich in den Schwarm des jungen Volkes hinein gezogen um zu entscheiden, ob getanzt oder gespielt werden solle.

Um Ewald kümmerte sich Niemand, er sah seinen

Tischgenossen bitter lächelnd nach und wäre wohl noch längere Zeit in Betrachtungen über den Unbestand von Glück und Lust, Dank und Gunst versunken geblieben, hätte ihm nicht Gabriele über die Schulter zugeflüstert, aufzustehn, da er allein noch an der Tafel säße. Er sah die Schwester zärtlich an und faßte ihre Hand: „wir beide halten treu zusammen, nicht wahr?“ Ein inniger Blick und Gegendruck gab ihm Antwort.

Als er sich erhob, empfand er heftigen Schmerz in beiden Fußgelenken, er konnte kaum, auf Gabrielens Arm gestützt, bis in eine Nebenstube gelangen, die zum Glück leer war, und mußte sich dort niederlassen; auch seine rechte Schulter fühlte er verdehnt und angeschwollen. Gabriele war ängstlich besorgt, Ewald höchst unmuthig, beide noch rathlos wie sie, ohne Aufsehn zu erregen, nach Hause kommen sollten, als die spärliche Tanzmusik von einer Waldzither und Klarinette im Saale anhob, Mathilde hereinhüpfte und ihren Vetter zum Walzer aufforderte.

Jetzt blieb nichts übrig, Ewald mußte ihr seinen leidigen Zustand mittheilen, verlangte aber, daß die Gesellschaft nichts davon erfahren dürfe. O Du armer Vetter! sagte sie mitleidig und versprach Rath

zu schaffen. Sie eilte in das Erdgeschoß hinunter, suchte den Kutscher des städtischen Fabrikanten auf, bat ihn sogleich den Wagen seines Herrn anzuspannen und nach dem hohen Hause zu fahren. Da sie alle Verantwortung übernahm, war er bereit dazu. Dann geleitete sie die Geschwister die Hintertreppe hinunter, doch als sie bemerkte, daß Ewald nur leicht gekleidet und baarhaupt war — seine Mütze war bei dem Kampfe verloren gegangen — holte sie erst ihren eignen Shawl und einen beliebigen Herrenhut aus dem Saale.

„So Vetter! der Hut fällt Dir zwar bis auf die Nase, aber es sieht Dich ja kein Mensch. Nun hüllst Du Dich recht fest ein und wenn Du nach Hause kommst, legst Du Dich gleich zu Bett und läßt Dir von der Sophie Thee kochen, dann bist Du morgen wieder frisch und gesund. Du armer Ritter, befreist uns erst so kühn von dem Unthier und kannst dann nicht ein Mal mit uns tanzen. Nun, wir holen's schon nach. Fahr' hin, Gottlieb und halte Dich dazu, Hut und Shawl bringst Du wieder mit, ich will schon sorgen, daß Du beim Punsch nicht zu kurz kommst. — Ach, der reizende Walzer! Gute Nacht!" damit eilte sie die Treppe hinauf.

Der Holsteiner rollte rasch das Thal entlang bis er auf einem bequemen Wege die große Straße erreichen konnte. Die Geschwister saßen eine Weile stumm neben einander. Die Nacht war sternklar und kühl, Ewald zog mit süßem Behagen Mathildens Tuch um sich.

„Frierst Du?“ fragte ihn Gabriele, er verneinte und sagte dann nach einer langen Pause, gerade so als führe er in einem Zwiegespräche fort, obschon seine Worte nur die Unterschrift zu den in ihm vorüberziehenden Bildern waren: „Sie ist doch ein herrliches Mädchen!“

„Von welcher Schöne träumst Du denn? — — kenne ich sie?“

Ewald kam in nicht geringe Verlegenheit: „ich dachte wir hätten eben von Mathilden gesprochen.“

„Hat sie Dich schon bezaubert?“ fragte Gabriele leise und eindringlich. „Laß Dich warnen, glaube mir, sie ist eitel und leichtfertig, unempfänglich für jedes höhere Streben, sie wäre Deiner unwerth!“

Ewald seufzte tief und schmerzlich: „o daß Du

nur zu sehr Recht hast, daß Du sie noch zu mild beurtheilst! Ich aber bin ein schwacher Thor, durch ihr reizendes Entgegenkommen, ihre holde Sorgfalt, die entzückende Heiterkeit, die hinreißende Anmuth mich immer von neuem bezaubern zu lassen — ich, der ich den Beweis in Händen habe, daß das alles nur heuchlerische Larve, daß sie im Grund des Herzens falsch ist."

Gabriele wollte dieser Anklage, die selbst ihr zu übertrieben und ungerecht vorkam, widersprechen, doch er ließ sich nicht abbringen. „Du kennst sie noch lange nicht, Deine reine arglose Seele ahnet nicht, was ich weiß. Wäre ich doch heute meinem ersten Gefühle gefolgt und hätte mich verachtend von den Sirenen abgewandt, statt meinen gerechten Zorn aber und abermals von ihnen in Schlaf singen zu lassen. Ich wette, wie sie jetzt in den Saal hinauf gekommen ist, hat sie kaum erwarten können, die zarte Freundin Emma bei Seite zu ziehn und ihr zu schildern, wie kläglich ich hinunter gehinkt und von ihr eingewickelt worden bin und wie sie mir zu guterletzt noch den Hut über die Ohren gezogen hat. O ich höre die Beiden kichern und in Spott sich überbieten!"

Dabei riß er sich den Hut ingrimmig ab und warf ihn unter den Wagensitz. Gabriele suchte vergeblich, ihm seine selbstquälerischen Einbildungen auszureden.

„Mir geschieht ganz recht. Wie oft habe ich schon mein unbeständiges, haltloses Herz verwünscht, das den offenbarsten Kunstgriff nicht merkt, eben so leicht hingebend überwallt, als zornig aufbraust und stets zur Unzeit.“

Gabriele strich ihm zärtlich die Locken aus der Stirne: „schilt mir Dein Herz nicht so, Dein edelkühnes und doch so weiblich zartes Herz. Mag es auch zuweilen im Ungestüm abirren, es findet sich stets wieder bald zurecht, denn das Höchste, das Ewige ist sein unwandelbarer Leitstern.“

„Ei singe gar noch ein Loblied auf mich“ — fuhr er bitter spottend fort, „wie ich hier sitze, bin ich gerade ein würdiger Gegenstand! Ein täppischer Gesell, der die Flügel nach den Sternen spreitet und in jedem Dornbusch jämmerlich hängen bleibt. Das ist so mein Mißgeschick und komm' ich ja ein Mal glücklich über den ersten Anlauf hinaus zu einer frischen That, so erreicht mich's sicher noch, wenn ich

eben die Hand nach dem Ziele strecke und wirft mich rücklings aus dem Sattel. Den Hals läßt's mich nicht brechen, aber zum Gelächter muß ich aus der Rennbahn hinken."

Gabriele konnte sich in den ungewohnten Kleinmuth ihres Bruders gar nicht finden: „sage mir, seit wann schätzest Du den Werth Deines Strebens nach dem zufälligen Erfolge und nach dem Beifall der Menge? Gedenke doch, wie oft Du mich begeistert hast durch die Schilderung eures Bundes und Deiner Freunde. Nicht ruhn noch rasten wolltet ihr, nicht Mißlingen und Spott, nicht Gefahr und Verfolgung scheun, bis ihr die Herzen der gesammten Jugend und des ganzen Volkes aus dem Winterschlafe der Selbstsucht aufgeweckt und dann verlangtet ihr keinen Lohn als die vorderste Reihe im Kampfe für Freiheit und Vaterland. Der große Kampf hat ja noch nicht begonnen, was ihr jetzt leidet ist doch nicht mehr als Vorübung dazu, das kann doch Deinen Muth nicht niederschlagen?"

Die anfeuernde Mahnung fand nicht wie sonst Anklang in Ewalds Seele. „Wohl träumten wir so," — sprach er düster — „wohl dünkten wir uns stark genug, das Geschick des Vaterlandes in unsre Bahn

zu zwingen. Auf Kampf und Tod, selbst auf langen Kerker hatten wir uns die Brust gestählt — aber nichts von alle dem. Gleich Schulbuben werden wir nach Haus geschickt, demüthig und beschämt um das väterliche Gnadenbrod zu betteln. Wir glaubten, der Gewaltstreich sollte nah und fern wiederhallen, das Zeichen zu allgemeiner Erhebung sein, doch kein Mensch kümmerte sich um uns; in den Dörfern und Städten auf unsrer Wanderung wurden wir so gleichgültig angesehn wie ein Trupp Handwerksburschen. Es weht im ganzen Lande eine nüchterne, kalte Luft. Als wir uns nach schwermüthigem Abschied von einander getrennt hatten und ich allein meine Straße schritt — ich sage Dir, da kam mir unser ganzes Studententreiben plötzlich so knabenhaft, so lächerlich, so neben dem Wege vor, daß mir ganz weh zu Muthe wurde. Mit jedem Taglöhner hätte ich gern getauscht, der weiß doch woran er seine Kraft setzt, wofür er die Hände rührt, aus Mühsal erwächst ihm Genügsamkeit, Wohlstand und Glück. Was fragt er nach unsrer Freiheit, wozu braucht er sie? er betet um Gesundheit, um Arbeit und um Frieden. Sage mir aufrichtig, theure Schwester, hältst Du unser Streben wirklich für mehr als un-

fruchtbare Phantasterei? Glaubst Du, daß es je sein Ziel erreichen kann und würde es das Volk dann in Wahrheit beglücken?"

Gabriele hatte ihre Blicke starr auf den Bruder geheftet und ihm in qualvoller Spannung zugehört: „Du wolltest — Du kannst nur daran denken von der heiligen Sache abzufallen, zu denen Dich zu gesellen, die mit Macht und List den Geist der Freiheit unterdrücken, das arme Volk in seiner kläglichen Genügsamkeit und stumpfen Zufriedenheit festhalten? Ewald, ich beschwöre Dich, komme zu Dir, raffe Dich auf, heiße den Versucher hinwegfliehn. All meine Hoffnung habe ich auf Dich gesetzt, könntest Du sie so schimpflich vernichten? Du, den ich allein liebe auf der Welt, Du mit dem Brandmal des Verrathes, der Verachtung verfallen . . . . ich ertrüg' es nicht!"

Sie war ganz fassungslos, eine leidenschaftliche Angst gab sich in ihren Zügen und in ihrer Stimme kund, sie umschlang den Bruder, drückte ihr Angesicht an seine Brust und heiße Thränen entstürzten ihren Augen.

Auf Ewalds empfängliches Gemüth machte diese

Beschwörung den tiefsten Eindruck, er fühlte sich wie von den Armen der Liebe aus dem Verderben gerettet und betheuerte der Schwester so oft und so aufrichtig, daß nur die Sorge um ihre Zukunft, die bittern Erfahrungen der letzten Tage und die Abspannungen von den wechselvollen Ereignissen des heutigen ihn so kleinmüthig gemacht hätten, bis Gabriele ihm Glauben schenkte und sich beruhigte.

„Bleibe Deinem hohen Sinne unwandelbar treu“ — sprach sie — „handle stets wie er Dir eingiebt und denke dabei niemals an mich. Ich weiß wohl, daß ich ihnen allen dort im Hause gleichgültig, unbequem, ja oft zuwider bin. Ich könnte es ändern, wenn ich mich herabließe ihren Schwächen zu schmeicheln, dennoch thue ich's nicht und ertrage lieber das Peinliche, als daß ich meinen Freimuth zum Opfer brächte. Sieh, das ist der Kampf, den ich bestehn muß. Doch sei unbesorgt um mich, mag es auch noch Jahre lang dauern, ich werde standhaft ausharren und in den Stunden der Schwäche an der sichern Hoffnung mich aufrichten, daß der Tag kommen wird, der unsre Sache mit Sieg krönt und mir an Deinem Herde die ersehnte Freistatt bereitet.“

„Du bist meine edle, hochherzige Gabriele, Du beschämst und stärkst mich zugleich. Wenn ich je wieder schwanke, soll Dein Bild mir vor die Seele treten und mich mahnen, Dir und mir selbst treu zu bleiben!“

So langten die Geschwister versöhnt und enger verbunden am hohen Hause an.

III.

Am Frühstückstisch.

Am Frühstückstisch.

So spät in der Nacht der Kommerzienrath mit seiner Tochter nach Hause gekommen war, als er zu früher Morgenstunde in die Wohnstube trat, begrüßte ihn Mathilde doch schon mit heller Munterkeit. Ihre Wangen blühten, ihre Augen strahlten, das Haar war so sorgfältig gescheitelt und geflochten, das Hauskleid saß ihr so zierlich und knapp, eine Frische umwob sie wie draußen im Garten die Rosenknospen, deren Thauperlen noch in der Frühsonne blitzten. Auch jedem andern, der von dieser lieblichen Schenkin bedient worden wäre, hätte das Frühstück nicht weniger gemundet als jetzt dem glücklichen Vater, wenn auch die Semmeln von gestern waren — denn sie mußten vom Bäcker in Hirschbach geholt werden — und der Kaffee keinen Versuch machte, seine halb vaterländische Abstammung zu

verleugnen. Ihn zu kochen gehörte zu Sophie's unveräußerlichen Rechten und weder Mathildens Bitten, noch Ewalds Schmeicheleien hatten es vermocht, sie ihren Grundsätzen untreu zu machen, denn diese hatte sie von der seligen Kommerzienräthin überkommen: Zu gewöhnlichen Zeiten „halb und halb“ für die Herrschaft, dann mit noch einem tüchtigen Löffel Möhrenzusatz für das Gesinde — wozu aber Sophie sich selbst stets rechnete — zum zweiten Male aufgegossen. Bei feierlichen Gelegenheiten wurde die vaterländische Beigabe je nach Umständen verringert, aber nie ganz weggelassen, das wäre sündliche Verschwendung gewesen. Dagegen verdienten der schaumige mandelsüße Rahm und die goldgelbe ungesalzne Butter vollste Anerkennung — beides wurde immer zum besten aus dem stattlichen Gasthofe geliefert, der Reisigs Eigenthum, aber an einen tüchtigen Landwirth verpachtet war.

Der Kommerzienrath erkundigte sich nach seinem Neffen und hörte, daß Ewald anfangs über heftige Schmerzen geklagt und gefiebert hätte. Jetzt schlafe er ruhig, berichtete Sophie, und auch Gabriele habe den Platz an seinem Bette verlassen und sich zu Ruhe

gelegt. „Ich habe schon nach dem Balbier geschickt, fügte Sophie hinzu, daß er ihn schröpfen soll, denn die Füße und die Schulter sind arg geschwollen.“

„Dich machen sie nächstens zum Medicinalrath,“ versetzte Reisig. „Wenn wir Beide an dem Jungen herumdoktern, Du mit Blutentziehung und ich mit Diät, wollen wir ihm sein Fieber wohl vertreiben. Ich muß jetzt auf die Glashütte, komme aber bald wieder.“

Damit ging er fort, Sophie stellte erst den Kaffee für die Geschwister warm, holte dann eine Schüssel frische Bohnen herein, die für das Mittagessen geschnitten werden sollten, und ließ sich von Mathilden bei der Arbeit helfen und die Vorgänge des gestrigen Tages ausführlich berichten, denn sie hatte noch nicht viel davon erfahren können.

Mehr als einmal ließ die wackre Alte, voll Theilnahme die seltsamen Ereignisse nachträglich mit durchlebend, die Hände in den Schoß sinken und schaltete manches „i Du mein Gott!“ in die Erzählung ein, bald freudig und stolz nickend, bald bedenklich mit dem Kopfe schüttelnd.

„Seh' ein Mensch den Tollkopf!“ hob sie endlich mit Betrachtungen an, als Mathilde ihre leb-

hafte Schilderung geschlossen hatte, „immer querfeldein durch Hecken und Dorn und ob er zehn Mal auf die Nase fällt, er bleibt doch dabei, das sei die rechte Straße. Aber wo's gilt, da zeigt sich's, wer das Herz auf dem rechten Flecke hat. Das böse Vieh mochte euch arme Dinger aufgabeln und zerstampfen, die feinen modischen Herrchen hätten's nicht gewehrt, die sind nur zur Hand beim Tanzen und Scharwenzeln."

„Nein," unterbrach sie Mathilde, „du mußt nicht ungerecht sein. Von jedem will ich's nicht behaupten, aber wenn zum Beispiel der Assessor an Ewalds Platz gestanden hätte . . ."

„Ja, hinterm Baum hervor hätte er dem Hirten befohlen, das Thier fest zu halten."

„Richtig Sophie!" fuhr Mathilde lustig fort, „aber der Forstgehilfe . . ."

„Der hätte Dich geschwind hinter den Baum gezogen und die Emma liegen lassen."

„O Du Lästerzunge! was wirst Du erst dem schüchternen Hilbert nachreden?"

„Dem trau ich's noch am ersten zu," meinte Sophie, „der wäre dazwischen gesprungen, hätte die Augen zugedrückt und Fangball mit sich spielen lassen. Siehst

Du wohl?“ fuhr sie triumphirend fort, „Du kannst mir Keinen aufweisen der dem Ewald so was gleich thäte.

„Ich will's ja Dir zu Gefallen glauben, „erwiderte Mathilde, „denn er ist ein Mal Dein Liebling. Ich bin ihm auch von Herzen gut und werde nie vergessen, wie viel Dank ich ihm schulde — aber ich weiß schon, lange hält der Frieden zwischen uns nicht, denn er läßt das Hofmeistern und Sittenpredigen nimmermehr und das vertrage ich nicht. Wenn ich Lust habe an Tanz und geselliger Vergnügung, mag ich mich darum noch nicht leichtfertig schelten lassen. Er thäte auch klüger, seine Jugend fröhlich zu genießen, statt die Stirne zu falten und sich um die Weltverbesserung zu sorgen.“

„Ei was!“ entgegnete Sophie, „willst ihm wohl gar aus seinem ehrbaren Wesen einen Vorwurf machen? Man hört's freilich oft genug, ein junges Mannsbild müsse sich austoben, aber ich hab's oft erlebt, wer sich in seinen jungen Jahren nur in den Schenken herumtreibt oder den schlechten Dirnen nachläuft, tobt sich nicht ab, sondern bleibt ein Bruder Lüderlich sein Lebtag. Und wer sich apart hält und meint, er müßte aller Welt Tugendspiegel sein . . .“

Die Alte stockte einen Augenblick, aber sie war ehrlich genug, achselzuckend fortzufahren: „ja der kann freilich auch noch umschlagen, es ist ein Mal nicht anders mit dem Mannsvolk. Ein braves Herz bleibt die Hauptsache, darauf allein ist Verlaß und das hat der Ewald. Wenn der mit seinen dummen Streichen so oft angerannt ist, daß ihm der Kopf in die Richte gebracht ist, dann sollst Du weit suchen, eh' Du einen bravern Mann findest.“

„Ja, da thäte ich gewiß am besten,“ scherzte Mathilde unbefangen, „wenn ich gleich zugriffe, daß mir solch ein Ausbund von einem Manne nicht entgeht?“

„Frein geht nur zu zwein!“ versetzte Sophie ärgerlich. „Weißt Du etwa, ob er Dich haben will, Du Leichtfuß? Mit Schmeicheleien haben sie Dir den Kopf verdreht, Dein hochnäsiger Assessor oder der Windbeutel der Forstgehülfe und ich erleb's, daß Du nächstens im Sprenkel hängst.“

„Was Du nicht alles weißt, Du böse alte Sophie!“ rief Mathilde übermüthig lachend. „Wenn Dich aber Einer fragt, so sag' ihm nur getrost, ich sei ein muntres Vöglein, das noch frei im Walde fliegen

will. — Mein Theil Bohnen ist geschnitten, nun sieh' zu, wie Du ohne mich fertig wirst." —

Ewald erwachte nicht eher, als bis der Barbier und Sophie in sein Zimmer traten. Er fühlte sich vollkommen wohl bis auf die Ungelenkigkeit der Glieder und ließ sich's nicht verbieten, nach Vornahme der Blutentziehung, in geräumigen Filzschuhen, mit Hülfe eines derben Krückstockes, mühsam in das Wohnzimmer hinunter zu hinken, wobei Gabriele und Sophie sein Ehrengeleite abgaben.

Der Oheim und Mathilde empfingen ihn mit herzlicher Freude, er mußte sich auf dem Sopha ausstrecken, Mathilde schob ihm noch Kissen unter die Füße und beide Mädchen wetteiferten, ihm Kaffee einzuschenken und Buttersemmeln zu streichen, während der Oheim ein Kistchen Cigarren öffnete und schmunzelnd vor ihn hinstellte.

„Rauch' mit Verstand, mein Junge, die sind echt importirt aus der Havanna. Der Kaufmann, der sein Handwerk versteht, ist der einzige praktische Kosmopolit, denn er zieht Tribut vom nützlichsten und angenehmsten was jedes Land hervorbringt. Meine buntgemalten und vergoldeten Porzellan-, Nippsachen, meine Glasscheiben von allen Farben,

meine damascirten Flintenrohre wandern in die südliche und nördliche Welt und senden mir, außer dem wohlverdienten Gewinn noch als Draufgeld was das Herz begehren kann. — Wollt ihr wohl aufhören, ihr Mädchen, mit eurer Buttersemmelstopferei? Der Junge verdirbt sich ja aus lauter Höflichkeit den Magen. — Steck' Dir nun eine Havanna an und hör' mir ein wenig zu. Ob's irgend'wo ein Schlaraffenland giebt, weiß ich nicht; bei uns zu Lande und überall, so weit die Welt mir bekannt ist, muß der Mensch arbeiten um zu leben und wenn einer selbst vom Glück auf Goldsäcken groß gefüttert worden ist, so haben doch andre für ihn gearbeitet. Aber wie die Menschen arbeiten und welchen Lohn die Arbeit ihnen einträgt — das macht den Unterschied, den kein Weltverbesserer weghobeln wird. Auf Kraft und Beharrlichkeit, Geschick und Klugheit kommt's nicht allein an — das was und für wen ist Hemmschuh oder Springstock bei dem Vorwärtskommen. An einem Dutzend unnützer aber geschmackvoller und kostbarer Nippsachen verdiene ich mehr als an zwölf Dutzend soliden Tassen und Tellern; Seide nährt ihren Weber besser als Wolle, Wolle besser als Baumwolle —

nun darüber will ich Dir nächstens ein Paar Vorlesungen halten, denn das sind Dinge, die Du von Grund aus kennen lernen mußt."

„Ja warum denn eigentlich, lieber Oheim?" fragte Ewald, „ich bin ja nicht Kaufmann oder Fabrikant."

„Nein lieber Neffe, das bist Du freilich nicht, aber Jurist vor der Hand auch nicht. Ich dachte weil die socialen Fragen Dir so sehr am Herzen liegen, würde Dir's in Deiner jetzigen Musezeit erwünscht sein, dasjenige praktisch kennen zu lernen, was der Socialismus verbessern will: das Verhältniß des Lohnes zur Arbeit."

„Gewiß lieber Oheim, wenn Du es so meinst, bin ich Dir sehr dankbar, daß Du mir dazu Gelegenheit bietest."

„Nun sieh, wie unser Vortheil da zusammentrifft. Ich muß meinen Hammer umbauen und die neue Einrichtung selbst beaufsichtigen, da habe ich in den nächsten Monaten für die Glashütte keine Zeit. Wie wäre es, wenn Du mich dort verträtest?"

„Ich lieber Oheim? ich verstehe ja nicht das geringste davon und Du selbst schiltst mich ja immer einen unpraktischen Menschen."

„Darum sollst Du Dich bemühen, praktisch zu werden,“ versetzte Reisig. „Wer Großes ausführen will, muß am Kleinen lernen, und Du wirst sehn, die Sache ist leichter, als Du Dir vorstellst. Willst Du mir also den Gefallen thun?“

„Wenn ich Dir wirklich nützlich sein kann — von Herzen gern!“

„Abgemacht! Ich danke Dir mein Junge. Sobald Du gesund bist, weise ich Dich ein. Und jetzt dächte ich, wir brächten gleich alles in Ordnung. Du wirst wohl eine kleine Sammlung von Stammbuchblättern oder Gevatterbriefen aus Jena mitgebracht haben — nicht wahr?“

Ewald wurde blutroth. „Allerdings, lieber Oheim — ich hatte gehofft, wenn ich mich recht einschränkte — aber nun . . . Gabriele, sei so gut und hole mir meine Brieftasche herunter.“

Gabriele brachte das Verlangte und gab es ihrem Bruder schweigend; der ganze Auftritt war ihr am peinlichsten. Während Ewald eine ziemliche Anzahl Rechnungen zögernd heraussuchte, legte Mathilde ein Blatt Papier und einen Bleistift vor ihn hin und sagte: „Du denkst doch nicht, Papa wollte Dir nachrechnen, wie oft Du mit Deinen Kameraden

lustig gewesen bist oder was Deine Pfeifen, Bänder, Mützen und Rappiere kosten? Die Summe will er wissen in Bausch und Bogen und die schreibst Du ihm hier auf den Zettel, damit wir neugierigen Mädchen gar nichts davon erfahren."

Ewald blickte sie dankbar an und der Vater rief lachend: „Du bist ein bequemer Revisor. Nun, thu' ihr nur den Willen, verrechne Dich aber nicht zu Deinem Schaden!" dann sah er das Blatt, das ihm sein Neffe reichte an, meinte: „das ist ja noch gnädig genug ausgefallen, wir wollen eine runde Summe nehmen, damit keine Nachzügler kommen" und händigte seinem Neffen das Geld ein.

Ewald war so froh und so gerührt von dieser Großmuth, daß er nicht Worte finden konnte zu danken und da ihm seine Füße den Versuch aufzuspringen schmerzhaft vereitelten, nur seines Oheims Hände festhielt, drückte und gar an seine Lippen zog. Die Entrüstung mit der Gabriele aufstand und an das Fenster trat, des Oheims: „bist Du toll Junge?" und Mathildens Lachen ernüchterten und beschämten ihn. „Nun, ich weiß schon, daß Du's treu meinst, Du Heißblut" — fuhr Reisig fort, indem er seinen Neffen wohlgefällig betrachtete — „aber an Deiner

Stelle hätte ich mir eine weichere Hand ausgesucht, wenn's ein Mal geküßt sein muß, zum Beispiel die Deines nachsichtigen Revisors."

„Nein Papa," erwiderte Mathilde mit Gravität, „man soll nachsichtig sein gegen tolle Streiche, aber nicht dazu aufmuntern. Dann ergriff sie selbst ihres Vaters Hand, streichelte und küßte sie und sprach innig: „eine liebere, großmüthigere Hand giebt's freilich nicht auf der Welt!" —

„Jetzt wird mir's zu bunt!" eiferte Reisig, indem er seine Hand zurückzog und Mathilden nicht gar zu heftig auf die Wange klopfte. „Warte Du Schmeichelhexe! Hat man je solche Thorheiten erlebt? Nehmt Euch doch an Gabrielen ein Vorbild wohlanständiger Zurückhaltung; der fallen solche Ueberschwenglichkeiten nicht im Traume ein! Was denkst Du nur von diesen Kindereien, liebe Nichte?"

„Daß nur Kinder daran Gefallen finden," erwiderte sie, ohne den Kopf zu drehen.

„Da habt ihr Eure Abfertigung, kurz und bündig," — wandte sich Reisig zu den beiden Andern — „nun bittet hübsch um Verzeihung und thut's nicht wieder."

„Wie mir um's Herz ist, so sprech' ich und so

thu' ich!" versetzte Mathilde, „mein Väterchen läßt mich schon gewähren und um alle Andern kümmre ich mich nicht so viel!"

Der Kommerzienrath der die Mädchen gar zu gern gegen einander aufstachelte, dabei immer scheinbar für Gabrielen Partei nahm, aber nach Kräften half, daß sie gegen Mathilden den Kürzern ziehe — hob so ernsthaft an, daß man meinen konnte, er wolle seiner Tochter wirklich eine Strafrede halten: „Du Trotzkopf, freilich seh' ich Dir viel zu viel nach, und da denkst Du, es müßte Dir überall so hingehn. Lerne lieber bei Zeiten, Dich in die Welt schicken. Ein junges Mädchen soll nicht vorlaut widersprechen und lieblos aburtheilen, soll sich nicht für klüger und besser halten und aus Eigendünkel überheben, sondern danach trachten, ältern und erfahrneren Leuten durch Bescheidenheit, Demuth und Freundlichkeit sich angenehm zu erweisen. — Hab' ich da nicht Recht, liebe Gabriele?" setzte er hinzu, sich vergnügt die Hände reibend, daß es ihm so gut gelungen war, seinem Herzen ein Mal Luft zu machen und gleichsam in einem Bogenschusse über das aufgesteckte Ziel hinaus, unvermuthet seine wahre Widersacherin zu treffen. „Du bist gewiß ganz meiner Meinung!"

wiederholte er noch dringender, da Gabriele sich begnügt hatte, in stummer Verachtung leicht die Achseln zu zucken. Auch jetzt erhielt er keine Antwort, außer einem vielsagenden stolzen Blicke, der nicht freundlicher über Mathilden und Ewald streifte, — damit ging Gabriele aus dem Zimmer.

Als sie die Thüre öffnete, sah man den langen Steffen, mit dem Hut in der Hand, wie einer, der sich nicht entschließen kann anzuklopfen, draußen auf der Hausflur stehn. So gern Reisig neckte — oder, wie man auf dem Walde sagt uhzte, denn die Thüringer lieben das so besonders, daß sie sich auch einen besondern Ausdruck dafür gebildet haben, — jede Geschäftssache ging ihm über den Scherz und so rief er auch jetzt sogleich seinen Landboten herein und tadelte ihn ernstlich wegen seines späten Kommens.

Aus Steffens offnen Zügen sprach deutlich eine peinliche Verlegenheit. Ohne sich zu verantworten, warf er einen scheuen, doch nicht feindseligen Blick auf Ewald, zog dann sein Merkbuch hervor und gab dem schon am Schreibtisch sitzenden Kommerzienrathe die neuen Bestellungen mit halblauter Stimme an.

Mathilde hatte geräuschlos den Frühstückstisch

abgeräumt und sich mit einer Arbeit an ihren Platz im Fenster gesetzt, Ewald hatte Ursach gespannt auf den Geschäftsbericht zu hören. Endlich fragte Reisig nach den beiden Köpfen mit Nelke und Rose. Steffen kämpfte noch mit sich und sah verstohlen nach Ewald hinüber, dann hob er unsicher an: „ja, die beiden Köpfe — mit denen ist mir's schlimm gegangen."

„Wie so?" fragte Reisig. „Haben sie nicht gefallen?"

„J das wohl — und auch Bestellungen genug und satt — aber es ist mir ein Unglück damit passirt — wie ich sie Jemandem zeigte, sind sie hingefallen und zerbrochen."

„O Du Hans Ungeschickt!" fuhr Reisig auf, „nichts als Schaden habe ich von Dir. Zum ersten Male bringt er was Gescheutes zu Stande — patsch, läßt er's aus seinen plumpen Fäusten fallen! Und noch dazu alle beide Köpfe? Zeig' her die Scherben!"

„Ja, sie waren in kurz und kleine Stückchen — zusammensetzen konnt' ich sie nicht mehr — da hab' ich sie im Bache liegen lassen."

Der Kommerzienrath gerieth in heftigen Zorn: „kurz und klein? die Modelle? in den Bach gewor-

fen? Dein bischen Verstand muß mit in die Brüche gegangen und ersoffen sein."

„Lieber Oheim," unterbrach ihn Ewald, „Du thust Steffen unrecht, ich trage die Schuld, mir hat er, als wir uns gestern am Bache trafen, seine Arbeit gezeigt . . und, da ich es nicht ganz passend fand . . . so habe ich mich, allerdings etwas voreilig, hinreißen lassen — und den Köpfen den Garaus gemacht."

„Das hast Du gethan und absichtlich?" rief Reisig und seine Blicke wurden immer stechender und seine Gesichtsfarbe immer röther, „das ist ja ganz allerliebst, fürwahr höchst ungezwungen. Der junge Herr studirt seit zwei Jahren die Rechtswissenschaft, hat aber seltsame Begriffe vom Mein und Dein, verdient noch keinen Groschen, kostet Geld über Geld, lernt nichts, wird wegen Dummheiten fortgeschickt und ehe er noch über meine Schwelle tritt, beliebt es ihm mit meinem Eigenthum zu schalten und zu walten, als verstünde sich das von selbst, es muthwillig zu zerstören, weil er es nicht ganz passend findet, daß ich Geld damit verdiene. Das sind ja Grundsätze, auf die jeder Straßenräuber sich berufen könnte. Donnerwetter, wenn Dir's in den Sinn

kommt, wirfst Du mich wohl aus meinem Haus hinaus, weil es für Dich besser paßt als für mich?"

Ewald stieg ebenfalls das Blut zu Kopfe und er entgegnete heftig: „solche Vorwürfe verdiene ich nicht; wo ich Unrecht habe sehe ich's ein; daß ich von Dir abhängig bin weiß ich, aber trotzdem werde ich keine Unwürdigkeit von Dir dulden, weder gegen mich noch gegen die Meinigen, deren Ehre zu schützen mir obliegt — und darum leide ich nicht, daß solche Waare im Lande feil geboten wird."

Reisig lachte spöttisch: „nicht leiden? Du willst es nicht leiden? da wollen wir doch gleich sehen, ob Du es hindern kannst. Steffen, Du läßt alles Andre liegen und malst mir zwei andre Köpfe, gerade so wie die vorigen. Verstanden? Marsch, an die Arbeit!"

Steffen drehte seinen Hut verlegen zwischen den Händen und erwiderte zögernd: „ich glaube nicht, daß ich's wieder hinbringe."

Nun riß dem Kommerzienrath der letzte Geduldsfaden, er fuhr Steffen an und bedrohte ihn mit Dienstentlassung, wenn er seinem Befehle nicht gehorchen werde. Doch Steffen blieb trotzdem dabei: „es geht nicht und ich mag's nicht!"

„Du magst nicht?“ rief Reisig, „Du unterstehst Dich, mir den Gehorsam aufzukündigen? Das ist eine Verschwörung, ein abgekartetes Spiel mit dem Junker Habenichts dort. Aber ich will Euch zeigen, wer Herr im Hause ist. Willst Du gehorchen oder . . .“

Dabei hatte Reisig mit der rechten Hand den gewaltigen Steffen an der Brust gefaßt und machte mit der linken eine sehr bezeichnende Bewegung nach der Thüre, Steffen blieb trotzig entschlossen, sich aus der Stube und damit aus dem Dienste hinaus werfen zu lassen. Ewald war entrüstet emporgefahren und, mit den Armen auf Tisch- und Sophaecke sich stützend, eben im Begriffe, für Steffen einzutreten: als Mathilde, die bisher von den aufgeregten Männern unbeachtet und vergessen, als stille Zeugin in ihrer Fensternische gesessen hatte, unvermuthet zwischen den Streitenden stand und mit heitrer Ueberlegenheit sagte: „jetzt muß ich aber wissen, was an dem Lärmen Schuld ist. Was für gefährliche Dinge waren denn auf den Pfeifenköpfen, daß mein Vetter sie zerbricht, Steffen sie nicht wieder malen will und mein Väterchen so bös darüber wird, daß ich mich vor ihm fürchte. Also was war's? Geschwind, hier

steh' ich als euer Schiedsrichter. Nun Papa?" — doch Reisig hatte sachte seine Arme sinken lassen und, von einem bedenklichen Hustenanfall verhindert, zu antworten, sich an seinen Schreibtisch zurückbegeben — „Vetter?" — doch Ewald bemüht sich eben, seine frühere Lage auf dem Sopha wieder einzunehmen — „Steffen?" — aber Steffen ließ den Kopf hängen und zog sich allmälig ausweichend bis zur Thür zurück. Mathilde behauptete allein den Platz und sah sich verwundert um. Dann stellte sie sich neben Ewald und sagte: „Du kannst mir nicht davon laufen und bist mein Gefangener, jetzt beichtest Du mir, warum Du Steffens Meisterwerk zerbrochen hast." Ewald mußte wohl oder übel mit der Sprache herausgehn und erzählte kurz wie die Sache sich zugetragen hatte.

Mathilde suchte ein wohlgefälliges Lächeln hinter strenger Richtermiene zu verbergen: „also mein und Gabrielens Bild, ähnlich genug, daß man's erkennen konnte, mit zierlichen Reimsprüchen auf Pfeifenköpfen? Steffen! tritt vor und gieb Rechenschaft, wie Du das zu Stande gebracht hast."

Steffen wurde bei diesem peinlichen Verhöre wieder guten Muthes und erklärte dreist, der Herr

Kommerzienrath habe ihm die Photographie der Fräuleins heimlich zugesteckt und Stillschweigen anbefohlen.

„Angeklagter, Kommerzienrath Reisig!" wendete sich Mathilde an ihren Vater, „Sie haben gehört, was man Ihnen Schuld giebt, verantworten Sie sich!"

Reisigs Zornluth war durch die ungelegene Entdeckung schon sehr gedämpft worden, doch wollte er das nicht merken lassen und polterte: „ich soll wohl noch um Verzeihung bitten, daß so ein Brausekopf und so ein Tölpel mir das Geld zum Fenster hinauswerfen? was ich auf meine Pfeifenköpfe malen lasse, danach hat keins von Euch zu fragen."

„Warum hast Du's denn so geheim gehalten, Väterchen?"

„Ach was geheim! überraschen wollte ich Euch, ich dachte Wunder was die eitlen Dinger sich freuen würden."

„Höre, Papa" — erwiderte Mathilde — „ich halte nicht gar zu viel auf mein Gesicht, aber dafür, daß die Bauern in den Schenken es als Rauchfaß gebrauchen, ist mir's doch noch zu gut."

„Du bist ein Naseweiß; vornehme Damen schätzen sich's zur Ehre."

„Wenn ich vornehm geworden bin, will ich mir's noch ein Mal überlegen, jetzt danke ich für diese Ehre. Vielleicht denkt aber Gabriele anders hierüber, ich will gleich gehn und sie fragen!"

„Willst Du das wohl bleiben lassen!" rief Reisig erschrocken und hielt seine Tochter hurtig am Arme fest. Da frohlockte sie muthwillig: „jetzt bist Du gefangen," und lachte so herzlich, daß erst Ewald, dann selbst der Kommerzienrath und zuletzt auch noch Steffen an der Thüre einstimmen mußten. „Sei aber unbesorgt, Väterchen!" fuhr Mathilde fort . . „Gabriele erfährt kein Wort davon und Steffen, Du nimmst alle Deine Kunst zusammen und malst mich, hübsch einfach und ohne den sinnreichen Spruch, auf ein paar Medaillons. Da schenke ich eins meinem Papa, eins der Emma und wem ich die andern gebe, das will ich mir noch überlegen. Ewald muß Gabrielen bereden, sich eben so abkonterfein zu lassen. Jetzt bedankt Euch allesammt für die gnädige Strafe und gütige Belohnung."

„Meinetwegen!" seufzte Reisig. „Glaubst Du nun, daß Du was ordentliches zu Stande bringst, gewissenhafter Steffen?"

„Ei ich denk's!" lautete die Antwort, „aber

wenn das Sprüchwort wahr ist, wird's viel länger dauern, als das vorige Mal."

„Warum denn?"

„Es heißt ja: ehrlich währt am längsten!"

„So ein Tagedieb und will von Ehrlichkeit sprechen," eiferte Reisig, „warte, ich gebe Dir die Arbeit in Accord, da wirst Du schon bald fertig werden. Geh', mach Dich daran."

„Auf der Stelle Herr Kommerzienrath!" erwiderte Steffen, doch indem er schon die Thürklinke in der Hand hatte, drehte er sich noch einmal um und sagte mit pfiffiger Miene: „wenns erlaubt wäre, da aus der Nelke und Rose nichts werden kann, ich wüßte schon was neues auf einen Pfeifenkopf, das sollte abgehn wie warme Semmeln."

„So? nur heraus damit!" fragte Reisig gespannt.

„Ja, wenn Herr Ewald nichts dagegen hätte..."

Ei zum Henker! er wird mir doch nicht alle Köpfe zerbrechen."

„Da möchte ich ihn malen, wie er eben auf dem Bullen sitzt und das Thier mit ihm durchgeht."

„Mach' daß Du selbst mit heiler Haut davon kommst!" rief Reisig lachend, während Steffen ge-

schwind aus der Thür hinaus war. „Nun, sei nur nicht böse, lieber Neffe, mit einem Spaß nehmen wir's auf dem Walde nicht zu genau und das Bild würde Dir keine Schande machen.“

„Ich muß aber doch für solche Ehre gleichfalls danken,“ erwiderte Ewald empfindlich.

„Ihr junges, leichtfertiges Volk habt freilich gut danken,“ sagte Reisig. „Der Steffen hat gar keine üblen Einfälle, aber so geht's, wenn die Klugheit bei der Thorheit um Erlaubniß fragen muß, da bekommt sie Narrenspossen zum Bescheid und Gelächter zum Lohn. Wartet nur bis Euch die Welt den Brodkorb höher hängt, da werdet Ihr schon sehn, ob das Schaumgold echte Münze ist. Nur wer den Acker hart pflügt, den ernährt er, lustig darüber hingaukeln, thut's nicht — das überlegt euch alle Beide. Ich gehe jetzt auf den Hammer und komme erst Abends heim.“

Ewald blieb, als der Oheim fort war, in Gedanken versunken. Mathilde holte aus dem Glasschranke ein Buch und legte es vor ihm auf den Tisch: „Da hast Du Deinen Liebling, den Don Quixote, hier stehn die Cigarren und das Feuerzeug daneben;

laß Dir die Zeit nicht lang werden, ich muß in die Küche.“

Als er allein war, schüttelte er den Kopf und sprach für sich hin: immer bin ich schwach gegen die Schwäche, wenn sie mir liebreich naht. Der Funken soll aber von nun an zum Feuer angefacht werden, das mich und andere läutert. Komm' her großer Cervantes, der Du verstanden hast, selbst aus der Thorheit echtes Gold zu münzen, von Dir will ich lernen. Was ist denn Thorheit? Was die Welt zurückstößt, weil es treu sich hingiebt an die Idee des Höchsten, und was gilt die Welt gegen solche Treue?

IV.

Neue Ziele.

Neue Ziele.

Ewalds Genesung verzögerte sich länger als er gedacht hatte und die Tage des Stilleliegens wurden ihm peinlich. Der Oheim blieb zwar bei vortrefflichem Humor und die Frauen wetteiferten in liebreicher Pflege, aber in Gabrielens zurückhaltendem Wesen lag ein stiller Vorwurf, dem er nicht den Muth hatte offen zu begegnen. Mathilde mußte dem Haushalt vorstehn und fast kein Tag verging, an dem nicht Emma oder eine befreundete Familie auf dem hohen Hause vorsprach oder ein Besuch erwidert werden mußte. Dann war Ewald auf Bücher und die zeitweilige Unterhaltung der alten Sophie beschränkt. Ein kümmerlicher Nothbehelf für einen, der sich sonst bei vollen Kräften fühlte und nach dem hellen Sonnenschein und der würzigen Waldluft

Sehnsucht empfand. Am ungeduldigsten wurde er, wenn die jungen Männer, die dem Kreise angehörten, namentlich der Assessor oder der Forstgehülfe, unter irgend einem Vorwande kamen, sein fortdauerndes Unwohlsein höflich bedauerten und dann die lustige Gesellschaft, die sich stets verabredet zusammenfand, den ganzen Tag im Garten und Wald umherschwärmte, während er auf dem Sopha liegen mußte. Was Mathilde an Gunst bei ihm gewonnen hatte, wurde in diesen langsam hinschleichenden Tagen wieder sehr fraglich und um nichts gebessert, als er bis auf die nächsten Gartenbänke zu hinken vermochte und mit erzwungner Entsagung dem muntern Treiben von ferne zusah.

Schön ist sie, hinreißend schön — darauf liefen die Schlußbetrachtungen seiner Selbstgespräche hinaus — liebenswürdig, reichbegabt und leicht empfänglich für alles Edle, doch eben so für jeden Sinnenreiz, durch Schmeichelei verwöhnt, der Gefallsucht unterthan und darum wankelmüthig bis zur Falschheit. Natur, warum mischtest Du Dein Holdestes mit so Gemeinem? warum schufst Du es so schwach, daß es die Reinheit nicht bewahren konnte?

Der Einzige, der ihm treu blieb in der Einsam-

keit, seinen Unmuth auf Stunden wegläckelte, seine Bitterkeit besänftigte, ihm die Eitelkeit kleiner Kümmernisse im Spiegel entsagender Erkenntniß zeigte und doch feurig mahnend auf erhabne Ziele hinwies: das war sein alter Freund Don Quixote.

Aber auch mit dieser Bewunderung stand Ewald hier vereinsamt. Mehrmals hatte er schon früher versucht, seinem Liebling die Herzen zu gewinnen, doch vergeblich. Der Oheim mochte von den langweiligen Späßen nichts wissen, Gabrielen war es widerwärtig, Mathilde lachte wohl über dies und jenes Abenteuer, ermüdete aber bald und fand, der Held sei zu kläglich, als daß man ihn bewundern und zu bedauerlich, als daß man ihn belachen könnte. Am verletzendsten für Ewald war wieder der Assessor, der natürlich die Gelegenheit, sich auch in Sachen der Poesie als berufenen Richter zu zeigen, nicht unbenutzt ließ, obschon er im Grunde alle schönen Künste für sehr unnütz und und unter seiner Würde hielt. „Können Sie wirklich an diesem Buche Geschmack finden?“ fragte er.

„Ich beneide die Spanier“ — erwiderte Ewald — „daß dieser Schatz ihr Gepräge trägt.“

„Wenn man solchen Erzeugnissen wirklich einen

so hohen Werth beimessen will," versetzte der Assessor, „würde ich wenigstens auf ein nicht veraltetes Gepräge halten und zum Beispiel den Schätzen des Grafen Monte-Christo den Vorzug geben."

„Dumas und Cervantes!" rief Ewald empört. „Sie finden es wohl auch erhabner, wenn Scribe ein Glas Wasser auf eine Atlasrobe verschüttet, als wenn Schiller den Vierwaldstädter See toben läßt?"

Der Assessor hätte sich mit vornehmer Ueberlegenheit abgewendet, wenn nicht die Damen Zeuginnen des Wortwechsels gewesen wären, darum erwiderte er spitz: „Leute von feiner Bildung und bewährtem Geschmack urtheilen nicht so schlechthin über Scribe's Talent und selbst das große Publikum pflichtet ihnen bei, das könnten Sie jede Woche im Berliner Schauspielhause sehn. Schiller hat gewiß seine Verdienste, aber er ist ein überwundner Standpunkt. Doch wir streiten ja nicht über den Vorzug der Franzosen vor den Deutschen, sondern über diesen Ritter von der traurigen Gestalt. Erklären Sie mir, wie Jemand, der das Leben kennt, diese zwei Bände lange Narrenhausgeschichte vertragen kann?"

Ewalds Geduld und Höflichkeit war zu Ende: „Lernen Sie den Dichter verstehn, dann werden Sie seine unvergleichliche Kunst bewundern und den Narren lieben, den glühende Schwärmerei für eine untergegangene Heldenzeit der jämmerlichen Schalheit seiner Gegenwart entrückt, dessen überreizte Einbildungskraft ihm die gemeine Wirklichkeit mit den Gestalten seiner innern Welt vertauscht, das Löwenherz voll Thatendrang in der verzehrten und gebrechlichen Körperhülle. Darum bleibt er freilich dem großen Haufen, der ihn verspottet, ein Narr und ist dennoch weiser als die Weisesten, edler als die Edelsten!"

Der Assessor lächelte ironisch: „ich glaube zwar nicht, daß ich mich je zur Bewunderung dieses Musterbildes werde erheben können, da Ihnen aber eine so vortreffliche Unterhaltung bleibt, nehme ich um so weniger Anstand, den Damen einen Spaziergang in den Wald vorzuschlagen."

Als er dann neben Mathilden ging, äußerte er: „das excentrische Wesen Ihres Cousins flößt mir mitunter Besorgniß ein; er scheint viel Anlage zu Don Quixoterieen zu besitzen."

Bei Mathilden fanden jedoch diese Besorgnisse

nicht die gewünschte Beistimmung, sie versicherte, ihr Vetter sei ein prächtiger Mensch und könne wohl mitunter närrisch, aber niemals kläglich sein und wenn Don Quixote so ausgesehen hätte wie Ewald, wäre er gewiß kein Ritter von der traurigen Gestalt, sondern ein ganzer Held geworden. Der Assessor verbarg seine Empfindlichkeit über diese Antwort und begnügte sich, unter den jungen Männern seinen Streit mit Ewald auf so witzige Weise zu verzerren, daß der, den er vor wenigen Tagen mit Bayard verglichen hatte, den Beinamen Don Quixote davon trug.

Es war für Ewald ein Erlösungstag als er zum ersten Male sich zutrauen durfte, auf den Arm des Oheims und auf den Krückstock gestützt, nach der Glashütte hinunter zu wandern. Ueber Berg und Thal konnte er doch nicht schweifen, mit seinen fachwissenschaftlichen Büchern und lückenhaften Heften hatte er sich noch nie befreundet, desto schmerzlicher entbehrte er die Lust und Aufregung des Studentenlebens und so verlangte er mit Hast nach der ihm dargebotenen praktischen Thätigkeit.

Reisig fand diesen Eifer höchst lobenswerth, ließ es sich angelegen sein, dem lernbegierigen Neffen

so viel als nöthig von der Buchführung und den Handwerksvortheilen bei der Mischung, Schmelzung und Bereitung des Glases beizubringen und da sein Schüler leicht begriff, vertraute er ihm nach kurzer Zeit die Oberleitung der Hütte an, zumal da er ihm den halb invaliden Hüttenmeister als technischen Beirath an die Seite stellen konnte.

Die Bereitung der Fenster- und Spiegelglasscheiben ist eine weit schwierigere als die des Hohlglases und erst in neuerer Zeit auf dem Thüringer Walde durch aus Böhmen herbeigezogene Arbeiter eingeführt worden. So waren auch hier noch die älteren eigentlichen Glasmacher eingewanderte Böhmen, hatten sich aber größtentheils mit Töchtern ihrer neuen Heimath verheirathet und durch Sparsamkeit bei reichlichem Verdienst, meistens einen kleinen Grundbesitz erworben. Sie bewahrten noch mancherlei Fremdartiges: sie waren kenntlich an ihrem harten deutschböhmisch; wenn auch keiner von ihnen seit Jahrzehnten eine andre als die Kirche in Hirschbach betreten hatte und ihre Frauen und Kinder protestantisch waren, knieten sie doch vor Beginn jedes neuen Tagewerkes andächtig in der rußgeschwärzten Hütte nieder und beteten nach

katholischem Brauche, wie sie es von Kindheit an gepflegt hattten. Sie waren durchgehends ehrlich und gutmüthig, dabei aber gefüger, schlauer und nicht so geradezu wie die freimüthigen, lustigen, aber auch leicht reizbaren und trotzigen Thüringer.

Neben ihnen wuchs ein junges Mischvolk auf, deren einen wir schon in Steffen kennen gelernt haben. Jeder Glasmacher, deren so viele als Bänke oder Stege vor dem Schmelzofen, nämlich acht, vorhanden waren, hatte ein Paar Gehülfen bei der Arbeit, die er selbst besolden mußte und anlernte und darum aus der nächsten Verwandtschaft nahm.

Die Arbeit ist eine schwere und angreifende, es gilt vierundzwanzig wohl auch dreißig Stunden ununterbrochen vor der Gluth des Schmelzofens stehen, die wuchtigen metallnen Blasrohre handhaben, die kleinen feurigen Ballen an ihrer Spitze zu gewaltig großen Cylindern aufblähn. Dann aber folgt die nicht minder beschwerliche Arbeit, diese Cylinder in der mäßigeren Hitze des Streckofens allmälig, mit größter Geduld und Genauigkeit, zu Tafeln auseinander zu breiten und zu glätten. Dazu gehört Gewandtheit, Kraft und Ausdauer. Die Leute sind aber auch stolz auf ihre Arbeit, die sie eine

Kunst nennen und zu deren Erlernung allerdings nicht ein Jeder befähigt ist.

Ewalds Ankunft wurde so freudig begrüßt und es knüpften sich so hoffnungsvolle Erwartungen daran als jemals an den Beginn eines neuen Regimentes. Der Kommerzienrath war bei seinen Arbeitern nicht sonderlich beliebt, denn er behandelte sie ohne Nachsicht, zwar mehr in Worten als in Werken, aber seine Strenge traf um so empfindlicher, weil sie durch Uebellaunigkeit und Spott geschärft war; auch hatte er neuerer Zeit alle Bitten um Lohnerhöhung wegen der großen Theuerung entschieden abgeschlagen. In einzelnen wirklichen Nothfällen ließ er es freilich an genügender und selbst großmüthiger Hülfe nicht fehlen, doch schrieb man das weniger ihm selbst als Mathilden und Gabrielen zu gute.

Ewalds Herzensgüte und Leutseligkeit war hingegen von jeher bei alt und jung bekannt und so bemühten sich alle in der Glashütte, ihm seine neue Stellung leicht und angenehm zu machen; sie hofften ihn dadurch dauernd für sich zu gewinnen.

Auch er fühlte sich von dem regen, manchfaltigen Treiben angezogen, zu eigner Thätigkeit angespornt. Er erfüllte seine Obliegenheiten, Bücher, Kasse und

Korrespondenz zu führen, sowie den ganzen Betrieb zu beaufsichtigen, treulich, unterrichtete sich dabei mit großem Eifer durch Fragen und Anschauung in allen Theilen der Fabrikation und wurde hierbei veranlaßt, für das was er praktisch ausüben sah, auch die wissenschaftliche Begründung zu erforschen. So begann er chemische Handbücher zu studiren und nahm bald mehr Interesse daran als an seinem frühern juristischen Studium, das er ohne innern Beruf gewählt hatte, eigentlich nur um dem Plane des Oheims, der ihn zum Kaufmann machen wollte, ein bestimmtes andres Ziel entgegen zu setzen.

Daneben ließ er keine Gelegenheit unbenutzt, die älteren und jüngeren Arbeiter enger an sich heran zu ziehn und seine Lieblingsideen in sie zu übertragen. Während sie von der Arbeit rasteten, setzte er sich in der Hütte zu ihnen oder versammelte sie Abends im Gasthofe um sich, brachte das Gespräch auf die politischen oder socialen Verhältnisse, ließ es an leidenschaftlicher Verurtheilung des Drucks, den die Regierungen auf das Volk und daneben noch die Fabrikherrn auf den Arbeitsstand ausübten, nicht fehlen und schilderte mit Begeistrung die Wohlfahrt der Freistaaten über dem Meere, deren Bild ihm freilich

zum größten Theil die Einbildungskraft entwarf. Auch die Arbeiter aus der Porzellan-Fabrik und den nächsten Hammerwerken fanden sich bald bei den Versammlungen ein, an bestimmten Abenden wurde vorgelesen, an andern gesungen, ein Turnplatz hergerichtet und fleißig benutzt, zu einer Volks-Bibliothek der Grund gelegt.

Das ganze Leben nahm einen neuen Aufschwung und der Gemüther bemächtigte sich eine wachsende Aufregung und sehnsüchtige Hoffnung auf neue, bessere Zustände, ohne daß Jemand die Ziele selbst geschweige denn eine Möglichkeit sie zu erreichen, klar anzugeben vermocht hätte.

Dieses unbestimmte Schwanken zwischen Mißbehagen und Schwärmerei bewegte damals das ganze deutsche Volk und wenn es auch den Machthabern unheimlich dabei wurde, fühlten sie doch sich selbst davon ergriffen und unvermögend mit ihrem bisherigen Rüstzeuge Widerstand zu leisten. So war es überall im Vaterlande, in den Ebenen wie auf den Bergen, nur daß gerade hier, wo die Grenzen verschiedner, wohlregierter Staaten wirr durch einander liefen, ohne den Verkehr zu hemmen, wo die Beamtenschaft dieser Staaten ihr patriarchalisches

Regiment fast stets mit Wohlwollen geführt hatte, wo überhaupt der Unterschied der höheren Klassen gegen das gutmüthige, sittenreine und verständige Gebirgsvolk nie schroff hervortreten konnte, die Bewegung harmloser blieb und selten eine feindselige Richtung gegen einzelne Persönlichkeiten zu nehmen drohte. Fabrikherren, Beamte und Geistliche förderten meistens das Streben des Volkes nach Hebung, besuchten die Turn- und Gesangfeste, betheiligten sich zuweilen auch an den geselligen Zusammenkünften und das Volk fühlte sich dadurch geehrt und erfreut.

Von allen Machthabern in der Gegend waren es nur zwei die mit Argwohn die Bewegung beobachteten und gegen Ewald, als den augenscheinlichen Urheber derselben, geheimen Groll nährten. Der Assessor, klug genug, diese Gesinnungen zu verbergen, befleißigte sich noch mehr eines herablassenden Benehmens gegen seine Gerichtsunterthanen als früher, bewirkte, daß da und dort ein lokaler Wunsch erfüllt, eine kleine Belästigung aufgehoben wurde. Dabei suchte er jedoch behutsam den Insassen seines Bezirks Mißtrauen und Eifersucht gegen die Nachbarn über der Grenze einzuflößen und der Verbindung mit diesen Hindernisse in den Weg zu legen. Da ihm

dies meistens fehl schlug, gewann er wenigstens einige nicht sonderlich ehrenhafte Leute als Kundschafter, die ihm zutrugen, was in den Zusammenkünften vorging und ihm dadurch Stoff zu häufigen Berichten an seine Vorgesetzten lieferten.

Während er so den Anschein der Volksfreundlichkeit und freisinniger Bestrebungen sich zu erwerben trachtete, indessen er im Stillen desto eifriger dagegen arbeitete, trug der Justizamtmann in Hirschbach Besorgniß und Widerwillen unverhohlen zur Schau. Anfangs unternahm er den Kampf gegen die trotzigen Uebertreter der Polizeistunde, der Paß-, Rauch-, Forst-, Jagd- und aller möglichen Mandate, als aber die Widerspenstigkeit in erschreckendem Maße überhand nahm, berichtete er, bat um Verhaltungsbefehle, dabei aber auch mindestens um Verstärkung der Gensdarmerie, wenn nicht Militair eingelegt werden könnte. Statt dessen erhielt er die Weisung, nachsichtig zu sein, kleine Uebertretungen unbeachtet zu lassen, aber den Geist der Bevölkerung, die Ursachen der Unzufriedenheit eifrig zu erforschen und darüber fleißig zu berichten. Kopfschüttelnd über diese verderbliche Milde, instruirte er seine Untergebnen und gewann es über sich, hinsichtlich Ewalds,

dem Kommerzienrath eine wohlgemeinte Warnung zukommen zu lassen.

Reisig bemerkte sehr wohl, daß hinter diesem freundschaftlichen Rathe nicht wenig Verlegenheit und Angst sich zu verbergen suchte und empfand darüber eine ganz behagliche Schadenfreude, denn er war dem Beamten-Regimente niemals hold gewesen. Er dankte dem Amtmann für diesen Beweis von Wohlwollen, meinte aber, Staatsgefährliches sei gewiß nicht zu besorgen, die Leute säßen etwas länger im Wirthshause auf, tränken wohl auch ein Glas Bier mehr als früher, ließen sich Zeitungen vorlesen und erklären, unterhielten sich darüber, das junge Volk sänge und turnte zuweilen — aber niemals habe er etwas Anstößiges bemerkt und bei der Arbeit wären sie eifriger und behender als sonst.

„Merkst Du denn nicht“ — entgegnete der Amtmann, nachdem er sich vorsichtig umgesehn, ob kein Lauscher in der Nähe sei — „daß hinter dem ganzen Treiben nichts steckt, als die alte, heillose Burschenschäftelei und daß Dein Neffe der Anstifter ist?“

Der Kommerzienrath zog die Augenbrauen in die Höhe und die Stirn in die allerbedenklichsten Falten: „potz tausend das wäre! ja Du kannst doch

Recht haben, eben fällt mir ein, daß ich allerdings schon etwas dergleichen gesehen habe. Mir schien's zwar sehr harmlos, aber ein Jenaisches Burschenschaftszeichen ist es."

„Nicht wahr?" fuhr der Amtmann erschrocken auf. „Was war es denn? Pfeifenquasten, vielleicht gar ein schwarzrothgoldnes Band?"

„Das nicht," versetzte Reisig, „aber eine rothe Studentenmütze, bei einem Hirschbacher."

„Was? unter meinen Augen und das sieht keiner von meinen Eseln und meldet mir's?"

„Ja er ist vorsichtig genug und trägt die Mütze umgekehrt, das roth inwendig."

„Einerlei" — fuhr der Amtmann hitzig fort — „ich bitte Dich um's Himmels willen, Deine Unterthanenpflicht und das Staatswohl gebieten es, ich verlange es von Dir, daß Du mir den frechen Buben nennst."

„Da Du die Sache so ernst nimmst, darf ich freilich nicht länger schweigen, wenn ich auch meinen Neffen mit in Verlegenheit bringe, denn von ihm hat der Bube die Mütze."

Der Amtmann seufzte: „So habe ich nur zu richtig geahnet. Der verblendete Jüngling! Einen

Feuerfunken hat er sich selbst genannt, der in's Land geflogen ist und schon glimmt der Brand rings um uns. Nun, wir wollen an's Löschen gehn ehe es zu spät wird und ehe er sich und andre unrettbar verdirbt."

„Du wirst doch nicht gar zu streng mit ihm verfahren?" bat Reisig.

„So viel mir meine Pflicht erlaubt, werde ich auf die Verbindlichkeit, die ich dem jungen Manne schulde und auf die Loyalität, die Du selbst in dieser schweren Sache bethätigt hast, Rücksicht nehmen, aber straflos kann er nicht bleiben und mit seiner Carriere ist es vorbei. Schade um so viel Talent und manche trefflichen Charakter-Eigenschaften. Jetzt sage mir, wer ist das erste Opfer der Verführung?"

„Du meinst den, der die rothe Mütze verkehrt trägt?" fragte Reisig mit bekümmertem Tone. „Das ist der Hirtenjunge in Hirschbach, der Andres, der letzte Ostern aus der Schule gekommen ist. Er hat im Dickicht die rothe Mütze gefunden, die Ewald damals dem Bullen an den Kopf geworfen hat; sie war freilich nicht viel mehr werth, da hat er sie von Ewald geschenkt erhalten und trägt sie verkehrt, weil seine Ochsen die rothe Farbe nicht vertragen können.

Der arme Bursche, mit seiner Carriere wird's nun wohl auch vorbei sein!"

Aus diesem unerwarteten Sturzbade über seine fieberhafte Erwartung, suchte sich der Amtmann so rasch als möglich in's Trockne zu retten und in den Mantel seiner Würde sich hüllend, wollte er mit den Worten: „wenn meine wohlgemeinte Warnung mir mit Spott vergolten wird, habe ich nichts weiter hier zu schaffen!" den Rückzug antreten, Reisig hielt ihn aber am Arme fest „nichts da, alter Freund, nichts für ungut, ich bin Dir ja von Herzen dankbar, aber hier bist Du nicht in Deiner Amtsstube, da wirst Du mir doch einen Spaß nicht so übel nehmen?"

„In Sachen Hochverraths verstehe ich keinen Spaß!" erwiderte der Amtmann, ließ sich aber doch festhalten und durch Reisigs Versicherung, kein Mensch solle von dem Scherz erfahren, halb und halb begütigen.

„Ich dächte," fuhr Reisig fort, „Du kauftest dem Andres die rothe Mütze im Stillen ab, hingst sie unter das Bild Deiner Emma — natürlich mit einem anständigen grauen Ueberzuge — und freutest Dich, daß es noch nicht so schlimm steht um den Ewald."

„Immer noch schlimm genug," seufzte der Amt-

mann. Du sollst sehn, meine Prophezeihung trifft noch ein, er ist ja ganz toll. Hetzt er doch selbst Deine eignen Leute auf, spricht vom ungenügenden Verhältnisse des Lohns zur Arbeit, von Antheil, der ihnen am Gewinn gebühre."

Des Kommerzienraths Gesicht verlängerte sich bei dieser Mittheilung: „Dummes Zeug — Antheil am Gewinn — das ist ja reiner Unsinn!"

„Siehst Du nun, wohin das Treiben führt?" sprach der Amtmann triumphirend, zur socialen, wie zur politischen Revolution, gieb Acht, es dauert nicht lange, so wird wieder eine Central-Kommission vom Bunde eingesetzt, denn es spukt allenthalben."

„Nun, die brauch' ich nicht, um dem Jungen den Kopf zurecht zu setzen," meinte Reisig, „aber thue mir den Gefallen und mache die Sache nicht schlimmer durch voreiliges Dreinfahren. Ich stehe Dir für meine Leute und gesetzten Falles, sie würden unruhig, was ich aber nicht glaube, so habe ich doch schon ein Mittel bei der Hand, mit dem ich sie zur Vernunft bringe, ohne Gensdarmen."

„Du traust Dir viel zu, das Mittel möchte ich schon kennen!" versetzte der Amtmann ungläubig.

„Das bleibt noch mein Geheimniß, wenn man's

vor der Zeit aufkorkt, verliert's die Kraft, aber verlasse Dich auf mich, es hilft."

Der Amtmann hatte großen Respekt vor Reisigs Klugheit und so schieden die Freunde wieder in gutem Einvernehmen von einander.

Reisig ging freilich das, was er gehört gewaltig im Kopfe herum, doch endlich kam er zu dem Schlusse, daß es nicht gerathen sei, Ewald von seinem jetzigen Treiben — das doch eigentlich nur das Studentenleben nachahmen wolle — durch Widerspruch und Verbote zu stören, viel besser werde man das Ziel erreichen, wenn man ihn immer enger an seinen jetzigen Beruf fessle. Darum übertrug er seinem Neffen, neue kaufmännische Arbeiten, schickte ihn ein paar Mal auf kurze Reisen, ließ ihn in die übrigen Zweige des großartigen Geschäftsbetriebs gleichfalls Einblick gewinnen und hatte seine Freude, wie schnell der junge Mann sich zurecht fand, wie klar er das erkannte worauf es ankam und wie verständig und gewandt er seine Aufgaben zu lösen wußte. Dann rieb der Alte wohl vergnügt die Hände und äußerte unter vier Augen gegen seine Tochter: „mein Lebtag hätt' ich nicht gedacht, daß in dem Tollkopf so viel Solidität und Klugheit steckte; der ist viel

zu gut, sich für kärgliches Futter in die juristische Roßmühle spannen zu laßen. Aber daß Du keinem Menschen verräthst, was ich da gesagt habe und ihm selbst am allerwenigsten, da würde er gleich zurückscheuen, denn seinen Gedanken nach wartet die Wiedergeburt Deutschlands nur darauf, daß er sein Examen macht."

„Richtig!" schaltete Mathilde ein — „und Gabriele harrt von Tag zu Tage, daß sie der alte Barbarossa in sein Residenzschloß abholt."

„Damit würde er mir keinen kleinen Gefallen thun," versetzte Reisig — „aber ich befürchte, daß wir lange darauf warten müssen."

Ewald begann schon in seiner neuen Thätigkeit und Umgebung sich befriedigt zu fühlen und, wie er alles ein Mal erfaßte mit leidenschaftlichem Eifer sich ganz anzueignen und nach seiner Weise zu vervollkommnen suchte, so bemühte er sich auch hier, seine kaum begonnenen chemisch-physikalischen Studien praktisch zu benutzen, vortheilhafte Aenderungen in der Glasmischung und dem Schmelzprozesse auszusinnen. Er ließ sich durch die Abmahnungen der Arbeiter nicht irre machen, laborirte erst im Kleinen und glaubte dadurch den Erfolg gewährleistet, aber

bei der ersten Anwendung im Großen erwies sich die Erfindung als gänzlich unbrauchbar. Das war ein beträchtlicher Verlust an Zeit, Arbeit und Material, Ewald fühlte sich wahrhaft gedemüthigt und zeigte das Fehlschlagen dem Oheim mit einer rechten Armen-Sünder-Miene an.

Der Kommerzienrath hörte ruhig zu und sagte dann freundlich gelassen: „nun, das tragen wir als Lehrgeld ein!“ So sehr sich Ewald auch dadurch erleichtert fühlte, konnte er doch nicht umhin, seinem Unmuth Worte zu geben, daß eine wohl ausgesonnene, auf unumstößliche Sätze der Wissenschaft gegründete Theorie von der Praxis zu Schanden gemacht werde.

Reisig nickte vergnügt und sah seinen Neffen pfiffig an: „Halt's fest, aber dreh's um, Du hast den Schlüssel zum Berge Sesam in der Hand, darinnen alles köstliche Gut der Welt liegt.“

„Heißt das, ich soll das Streben nur zum Knecht des Vortheils machen, nicht dafür arbeiten, das Allgemeine zu fördern, sondern nur so weit gehen als nöthig ist, den Geldkasten zu füllen? Nimmermehr!“

„Was Du gleich hitzig wirst, mein Junge! Frei-

lich soll man's nicht nur gut, sondern immer besser machen. Gute Waare hält den Mann, Klugheit und Vortheil sind taube Nüsse, wenn nicht Redlichkeit als Kern drin sitzt. So erfüllt man zugleich die Pflichten gegen sich und die Seinigen wie gegen Andre und fördert für seinen Theil das allgemeine Wohl. Du mußt überhaupt dieses Allgemeine etwas schärfer in's Auge fassen. Ich vergleiche es mit der Milchstraße am Himmel; sie erscheint wohl als ein leuchtendes fest gewebtes Band, über das sich allerhand Hübsches phantasieren läßt, und besteht doch aus Millionen einzelner Sterne, die himmelweit von einander abstehn und in ihren eignen Bahnen laufen. Weil aber jeder auf seine Hand wacker leuchtet, giebt's gerade solch guten Gesamtschein, als wenn es heißt: die Solidität der Bremer oder der Hamburger Kaufmannschaft. Wenn ich darauf hin Einem creditire und der Kerl ist ausnahmsweise doch ein Schwindler, so bin ich um mein Geld, aber die Kaufmannschaft büßt nichts von ihrem Glanze ein. Das allgemeine Wohl ist ein Topf ohne Boden, er wird nicht voll und wenn Du das Gold wagenweise hineinschüttest, hast Du's aber gethan und willst dann nur hundert Thaler darauf ziehn, so kommt der

Wechsel protestirt zurück, denn der Topf ist leer und kein Mensch will wissen in wem seine Taschen das Geld versunken ist. Verstehst Du mich, mein Junge?"

„Vom rein kaufmännischem Standpunkte aus, magst Du vielleicht Recht haben," erwiderte Ewald. „Aber es giebt auch höhere Bedürfnisse der Gesammtheit, politische, wissenschaftliche, künstlerische und hauptsächlich sociale und national-ökonomische, die unbedingt Befriedigung erheischen. Die Kapitale, die hierzu verwendet werden, tragen doch wahrlich uns Allen die höchsten Zinsen, wenn auch nicht in Landeswährung: Schulen, Straßen, Eisenbahnen und hundert andre gemeinnützige Anstalten, ohne die weder der Staat noch ein einzelner Stand bestehen kann."

„Unbestreitbar richtig!" versetzte der Kommerzienrath, „nur vergiß nicht, daß für diese Dinge die altehrwürdige Erfindung der Steuern, die eine Staatsform nach der andern nährt und zuletzt verschlingt, in unsern Tagen zu einer wunderbaren Vollkommenheit gediehen ist. Und daneben hat sich ein nicht minder erschöpfendes System der privaten

Abzapfungen für patriotische, gemeinnützige, kirchliche, wohlthätige und allerlei andre Zwecke ausgebildet, so daß einem oft bange wird, die Mühlen, die das tägliche Brod mahlen, möchten bei dieser unaufhörlichen Bewässerung des gemeinen Wesens endlich an den leeren Bächen still stehn. Dennoch wollt' ich mich darüber nicht beklagen, wenn's nur immer die rechten dürren Plätze träfe. Aber das ist's worauf ich ziele und was der Staatsmann nicht weniger als der Kaufmann und jeder Andre stets im Auge behalten sollte: das Nothwendige erforschen und befriedigen, dann kommt erst die Reihe an das Nützliche und zuletzt an das Angenehme. Macht man's umgekehrt wird so wenig daraus als wenn ich einen Hausbau mit dem Dachdecken anfangen wollte. Das Grundnothwendige entdecken ist freilich nur dem möglich, der das Leben und Treiben der Leute, denen er nützen will, von Grund aus kennt und dadurch zum klaren Bewußtsein der goldnen Lehre gekommen ist, die Du — nimm mir's nicht übel — wie eine Henne gefunden hast, die nach einem Gerstenkorn sucht und sich ärgert, daß sie einen Edelstein herausgescharrt hat."

„Nun ich bin sehr begierig," äußerte Ewald nicht

ohne Empfindlichkeit, „diese allbeglückende Weisheitsformel zu vernehmen.“

„Eigentlich hab' ich schon so viel davon gesagt, daß Deine Gelahrtheit es an allen vier Zipfeln haben und regelrechter zusammenfassen sollte, als ich mit meinem hausbacknem Verstande vermag. Du willst mich aber nur auf's Glatteis führen und stellst Dich so, als merktest Du noch nichts. Es läuft ungefähr darauf hinaus, womit der alte Fritz seine unduldsamen Schwarzröcke abfertigte, daß Jeder auf seine eigne Façon versuchen dürfte, selig zu werden. Eben so soll man sich nicht einbilden, allein zu wissen, was der Menschheit in irdischen Dingen frommt, und sie nicht nach seinen vorgefaßten Ideen beglücken und dabei zugleich umformen wollen. Das Grundübel unsrer Zeit, das Kukuksei in allen Nestern, ist die Projektenmacherei, der Schwindel, dessen Wahlspruch lautet: das will ich haben, statt daß man überall, im Staat, im Geschäft, im Haus sich erst fragen müßte: was kann ich leisten? Erst überschlage Einer die Faktoren, die ihm zu Gebote stehn an Arbeitskraft, an Kapital, die Bedingungen des Betriebs, das Bedürfniß des Marktes, danach erst kann er mit Sicherheit ein Unternehmen beginnen oder steigern.

Was würdest Du von einem Landwirth sagen, der immer neu ankauft, statt sein ursprüngliches Gut gehörig zu bewirthschaften und auszunutzen? Aber die Meisten handeln jetzt nicht klüger. Als die Theurung überhand nahm, kam ein Rath aus der Residenz mit Extrapost auf den Wald, um neue Silberquellen aus dem Boden zu schlagen und verlangte vor allen Dingen, wir sollten eine Eisenindustrie hier ins Leben rufen, wie sie auf der andern Seite des Gebirges blüht. Er nahm mir's gewaltig übel, als ich davon abrieth und hatte alle Taschen voll Gegengründe und Versprechungen, so daß ich endlich schwieg und dachte: der Erfolg wird lehren, wer Recht hat. Ich gab keinen Groschen zu dem Unternehmen, aber die Aktien wurden untergebracht, die Regierung betheiligte sich, steckte Tausende hinein, gab das Holz zu halbem Preise, es wurde gebaut, gegraben, gepocht, der Rath aus der Residenz und der Landrath erhielten Orden — und nach zwei Jahren war das Kapital verzehrt, die Gebäude standen leer und die Aktien hatten ihren natürlichen Papierwerth. Im letzten Frühjahr kam unser Erbprinz auf den Wald, sah sich überall um, ließ sich von mir in meiner Glashütte und Porzellan-Fabrik

herumführen und fragte mich auf ein Mal, ob ich auch bei dem Aktien-Unternehmen betheiligt sei? Der Landrath, der dabei stand, schnitt ein sehr klägliches Gesicht, ich kümmerte mich aber nicht darum und setzte unserm jungen Herrn alles gründlich auseinander, warum die paar Stunden weiter, die der Eisenstein aus den verschiednen Gruben zu uns gefahren werden mußte und der Mangel an geübten Arbeitern bei uns, während drüben jedes Kind in dem Geschäfte aufgewachsen ist, alle Konkurrenz von vornherein unmöglich gemacht hätten. Das leuchtete dem Erbprinzen vollkommen ein, er wünschte, daß man meinem Rathe gefolgt wäre, die andern Herren bewunderten jetzt auf ein Mal meine Weisheit und ein paar Wochen danach wurde ich zum Kommerzienrath gemacht. So ist die Menschheit, wer's zu was bringen will, muß ihr zu jeder Dummheit behilflich sein, nach der sie Appetit hat oder allenfalls warten bis sie sich den Magen daran ververdorben hat und dann wacker in die Trompete stoßen, daß er das längst vorausgesagt habe; wer sich aber zu rechter Zeit in den Weg stellt, um Dummheiten zu verhüten, wird mit Püffen auf die Seite geschoben."

Ewald hatte den Auseinandersetzungen des Oheims nachdenklich zugehört: „Wer nach Beifall von der Menge strebt und nach ihrem flitterhaften Lohne" — erwiderte er dann — „der mag Deinen klugen Rath benutzen. Aber wer die Menschheit fördern will in ihren höchsten Zwecken oder selbst nur im äußern Wohlbefinden, der muß auch Großes wagen und statt sein Leben lang alte, beengende Mauern auszuflicken, sich ein Herz fassen, einzureißen und von Grund auf neu zu baun, auf die Gefahr hin von den Philistern gesteinigt zu werden, deren faule Nester er zerstört."

„Ich denke anders, mein Junge, und habe Respekt vor der alten Mauer mit ihren Rissen wegen der hundert behäbigen Schwalbennester die dran kleben. Werde erst zwanzig Jahre älter, dann wollen wir weiter über das Einreißen sprechen. Jetzt glaubst Du freilich, Du könntest das Wohl der Menschheit in einem Hafen klar schmelzen wie lautres Glas — nun, Glück auf! Du bist wenigstens auf einem richtigen Wege etwas ordentlich zu lernen, was für's Leben nützt. Darum wäre mir's lieb, für Dich und für mich, Du bliebest noch über den nächsten Winter bei uns. Mir thätest Du keinen kleinen

Gefallen damit. Du brächtest mir das Geschäft in der Hütte flott in Schwung, ich schriebe Dir ein hübsches Sümmchen gut und nächste Ostern zögest Du dann nach Heidelberg oder wohin Du willst."

Ewalds Gesicht glänzte, denn Heidelberg war immer das Ziel seiner Wünsche gewesen, doch der Oheim, überhaupt unzufrieden, daß sein Neffe ihm die Erlaubniß zu studieren abgezwungen, statt in das Geschäft einzutreten, hatte ihm diese Bitte unter den Vorwänden der weiten Entfernung und der Kostspieligkeit bisher immer abgeschlagen.

Freudig dankbar gab Ewald jetzt sein Jawort und konnte nicht erwarten bis Gabriele und Mathilde, die eben von einem Besuch zurückkehrten, in die Stube traten, sondern stürmte ihnen entgegen und rief jubelnd: „denkt Euch, ihr Mädchen, ich darf nach Heidelberg, an den Neckar, an den Rhein

wo die Rebe sich um Burgtrümmer schlingt,
wo in Blüthenzweigen die Nachtigall singt
und von Freiheitsrufen das Land erklingt!"

Mathilde fragte, ob denn die Nachtigallen und Bäume dort im September sängen und blühten? Als Ewald ihr erwiderte, daß er erst nächstes Früh-

jahr hinzöge, bedauerte sie, daß ihm bis dahin die Zeit noch recht lang werden würde und ging in die Stube.

Gabriele sagte: „Du willst also noch ein halbes Jahr bei Deinen Glasmachern verlieren?"

„Das thue ich dem Oheim zu Liebe, der so gütig gegen mich ist!" antwortete Ewald, doch sie schüttelte mißbilligend den Kopf und folgte Mathilden.

Inzwischen war die alte Sophie in die Küchenthüre getreten und Ewald wandte sich unmuthig an sie: „kann ich's denn nur ein Mal hier im Hause Allen recht machen?"

„Ei wenn Du's wirklich recht machst, brauchst Du ja nach Keinem zu fragen!" beschwichtigte ihn die Alte. „Aber nimm Dir's nicht zu Herzen, was die dummen Dinger tadeln. Jede thut, als gingst Du ihr zu spät, doch keine kann's erwarten, bis Du wieder kommst. Und ich meine auch, nirgend ist's schöner als auf dem hohen Hause und da gehörst Du hin!"

V.

Schatten der Vergangenheit.

Schatten der Vergangenheit.

Verstimmung über die fehlgeschlagenen Projecte und die Kälte, die beide Mädchen ihn fühlen ließen, Nachdenken über die aphoristischen Lehren des Oheims und ihr Verhältniß zu seinen ursprünglichen Zielen beschäftigten und beunruhigten Ewald.

„Ich sehe, daß Jeder um mich her“ — sagte er zu sich — „sein Ziel vor Augen hat, mag er sich's noch so niedrig stecken und wäre es nur, dem Bedürfniß des morgenden Tages durch die Arbeit des heutigen zu genügen, so Ring in Ring schließend vom Strom der Zeit sich treiben zu lassen, bis an's Ende der Dinge. Und jedem ist behaglich dabei zu Muthe: der alten Sophie, die zwischen den Marksteinen des

Kaffeetopfes und der Bratenpfanne ihr Tagewerk munter abschnurrt, dem Glasmacher, der Jahr aus Jahr ein sein Leben in blasen, strecken und schneiden theilt — mit welchem Hochgenuß labt er seine dürren Lippen und lechzenden Lungen aus dem Bierkruge, streckt er die überwachten Glieder auf das Lager. Der Oheim, der immer neue Netze und Reußen legt und immer kunstreichere Köder aussinnt, Goldfische zu fangen, Mathilde, die lockend wie der blaue Wundervogel von Zweig zu Zweige flattert, bis der sie fangen wollte, im Dickicht verstrickt ist und sie hoch über ihm im Sonnenschein jubilirt — sind sie nicht Alle in sich befriedigt und froh? Und selbst Gabriele, die einsam am dunkeln Waldweiher sitzt, von der goldnen Krone träumend, daß sie leuchtend aus dem Gewässer steige — auch sie ist glücklich in ihrem hoffnungsvollen Harren. Warum bin ich anders? Warum genügt mir's nicht, das hohe Ideal von Völkerglück und Freiheit nur aus der Tiefe anzubeten wie einen Stern in der Nacht? Habe ich's doch oft genug an Freunden gesehn, die ich für die treuesten gehalten hatte, daß ihr hoher Flügelschlag erlahmte, daß sie mühsam ein paar Brocken Gelehrsamkeit zusammen suchten, den Examen-Cerberus

damit zu stillen und sich den Weg in das Elysium des Philisterlandes zu eröffnen. Wenn sie uns auf die Zeit vertrösteten in der sie als Männer des Staates ganz anders für unsre Ideale wirken könnten, wollte mir der Trost immer nur als kahle Ausflucht erscheinen und wo ich einem von ihnen später begegnete, sprach er scheu und verlegen von der Unreife des Volks, von der Sprödigkeit des praktischen Lebens. Damals schalt ich eifrig über solche Feigheit — jetzt stehe ich selbst auf einmal mitten in dem praktischen Leben drinnen, habe Einfluß und Vertrauen bei Vielen, sie nicken zu meinen Reden, turnen und singen mit mir, aber weiter vermag ich nichts über sie. Wenn ich sie auffordere, den Beginn zu machen, ihre Vaterlandsliebe durch eine That zu bezeugen: da ist das Feuer wie ausgegossen, sie zucken die Achseln, und ihre offne Zutraulichkeit verwandelt sich mit einem Schlage in argwöhnische Zurückhaltung. Woher kommt das? — In den Klüften der Standesunterschiede wurzelt der Schierling des Mißtrauens, der alle Eintracht vergiftet. Und wem kommt es da zu, auszurotten und auszugleichen? Doch nur uns, die wir den Vorzug des Wohlstandes und der Bildung durch hochmüthige Ueberhebung

unerträglich machen. Darum ist das feinfühlende Volk spröde gegen uns, es spürt hinter dem freundlichen Lächeln die gnädige Herablassung. Wohlan! ich bin unter sie getreten und habe ihre Erfahrung mit meiner stümperhaften Schulweisheit meistern wollen und bin kläglich vor ihnen zu Schanden geworden. Ich befehle über ihre ganze Thätigkeit und kann nicht ausführen, was der Lehrling und der Handlanger verrichtet. Das soll anders werden, ich will mit ernstem Fleiß und geduldiger Ausdauer von unten an zu ihnen hinaufsteigen, dann werden sie mich als ihres Gleichen mit Vertrauen empfangen. Habe ich erst ein paar Fuß breit festen Grund, dann soll es mir gelingen, das spröde Leben mit starkem Arme zu bewältigen!"

Ewald konnte die Zeit kaum erwarten bis er wieder in der Hütte war, um sein Vorhaben in's Werk zu setzen.

Von allen Arbeitern hatte Steffens Vater, der alte unverwüstliche Nepomuk Brandeis, die größte Gunst bei ihm zu erlangen gewußt. Ihn nöthigte er, Winkelmaß und Lineal bei Seite zu legen, mit deren Hülfe er die Glasscheiben sorgfältig zurecht schnitt, und ihm in das Nebenstübchen zu folgen.

„Wie lange braucht's," fragte Ewald hastig, „bis Einer das Glasmachen auslernt?"

Nepomuk schaute über seine runden Brillengläser hinaus dem Frager erst forschend in's Gesicht, ehe er antwortete: „kommt drauf an, wer er ist, was für Gaben er hat; Mancher lernt's in halbem Jahre, Mancher in ganzem Jahr, Mancher sein Lebtag nicht!"

„Nun, Muckerl," sagte Ewald lächelnd, „wenn also Einer käme grad' wie ich, würde der die Hoffnung haben, vor seinem Lebensende einen zünftigen Cylinder blasen zu lernen?"

„Ei, Herr Ewald, wollen doch nicht selbst Glasmacher werden?"

„Stellt's Euch ein Mal vor, was würdet ihr auf meine Frage antworten?"

Nepomuk hustete und suchte mit einem scharfen Blicke Ewalds wahre Absicht zu erforschen, ehe er anhob: „Ja, wenn wirklich so ein vornehmer Herr fände Gefallen an der Kunst, würde ihm sagen gehört viererlei dazu: Kopf hell und Augen klar, Arme wacker und Brust tüchtige. Hab' ich freilich gekannt Manchen, der alles das hatte und nach halbem Jahr Blut hustete und ausschaute, wie dürr

Holz gut für Ofen. Heiße Luft ist eine Pestilenz, muß man verstehn, sie wegblasen. Mein Steffen ist sonst gewiß anstellig, konnt's aber doch nicht hinbringen, sein Brustkasten wär' eingesunken wie eine gewärmte Dampfnudel, wenn der Herr den Jungen nicht noch bei Zeiten aus der Hütte fortgenommen hätte."

„Theilt mir das Geheimniß mit," bat Ewald dringend, „ich verspreche Euch, daß keine Menschenseele es von mir erfahren soll; da habt Ihr meine Hand drauf."

„Ist leicht gesagt!" erwiderte Nepomuk; „nur aus den Backen blasen, nicht aus der Lunge. Aber wie das zu verstehn ist, muß von dem Einen gezeigt und von dem Andern gelernt werden."

„Am guten Willen soll's bei mir nicht fehlen," betheuerte Ewald, „also wann beginnen wir den Unterricht?"

„Sie wollten wirklich selbst die Kunst lernen?" fragte Nepomuk ungläubig.

„Gewiß und wahrhaftig! Ich habe eingesehn, daß man selber auszuführen verstehn muß, was man andern befehlen will und daß es vollends lächerlich

von mir war, mit dem Verbessern statt mit dem Lernen anzufangen. Jetzt will ich meinen Fehler wieder gut machen und Ihr müßt mir dazu behülflich sein."

Nepomuk hatte zehnerlei Einwände und Ausflüchte, zuletzt, als nichts verfing rief er zwischen Aerger und Lachen: „seh' ich schon jungen Herrn leibhaftig im weißen Kamisol auf hohem Steg und kann das schwere Blasrohr nicht ein Mal regieren und alter Muckerl steht unten, schwitzt Angstschweiß mit und kommandirt immer drauf los: eins, zwei, hoch! eins, zwei, schwenk'! hab' Acht in Ha — fen! und alle Leut' lachten aus alt und jung Narr — nix für ungut! Respekt vor jungem Herrn geht aber zum Kukuk und wer muß endlich ausbaden? niemand als armes Muckerl."

„Nein, Muckerl, wahrhaftig nicht!" erwiderte Ewald fröhlich. „Aber so weit habt Ihr Recht, das Auslachen kann ich nicht gut vertragen. Drum wollen wir unsre ersten Proben nicht auf dem hohen Steg, sondern ganz heimlich in meinem Stübchen vornehmen. Da mögt Ihr mich getrost kommandiren bis ich gelernt habe das kalte Rohr zu regieren und nur aus den Backen zu blasen. Ich will nicht

eher an den glühenden Hafen treten, als bis Ihr mich dazu losgesprochen habt."

Darauf ging Nepomuk endlich ein und die geheimen Proben begannen schon am nächsten Tage.

Ein neben dem großen Glaszuschneidezimmer befindliches Stübchen hatte sich Ewald früher schon angeeignet, weil ein kleiner Heerd darin zur Vornahme von chemischen Versuchen wohl geeignet war. Die Fortsetzung dieser Versuche diente jetzt als Vorwand, daß Ewald und Nepomuk sich öfter darin einschlossen.

Das Stübchen hatte vor Zeiten ein wohnlicheres Ansehn gehabt, es war durch Backsteinmauern von dem großen Raume der Hütte wie von dem Zuschneidezimmer getrennt, die Haspen an dem Fenster ließen auf frühere Vorhänge schließen, die ehedem — seltsam genug in dieser rußigen Umgebung! — einen Schleier vor die draußen waltenden Gebirgssturmnächte gezogen haben mochten. Die viel zerstoßene und halb verblichne grüne Farbe der Wände, ein trüber Spiegel über einem ursprünglich schwarz überzogenen, jetzt verschossenen und verstaubten Ruhebette, ein braungebeizter Schreibtisch unter

dessen Spindelbeinen eine Kolonie leerer Kisten und in dessen vielfältig aufgebauten Gefachen eine Bevölkerung der verschiedensten Retorten und Glasgeschirre in Staub und Spinnweben eingehüllt, Ruhe gefunden hatte — vollendete den Eindruck in Stich gelassner Wohnlichkeit.

Nicht zu vergessen einer kleinen Anzahl aus der Verlassenschaft wechselnder Moden hierher zusammengetragner Stühle vom altväterisch buckligen Lehnsessel, in dem Nepomuk, seine kurze Pfeife schmauchend, kommandirte, bis zum steifen Parade-Vierbein mit steiler wackliger Rückwand, auf dem Ewald mitten in der Stube stand und das große metallne Blasrohr nach Kräften handhabte.

Das Exercitium war bei weitem schwieriger als er gedacht hatte. Es kam darauf an mit größter Pünktlichkeit das Rohr bald wagerecht zu halten, bald wie einen Pendel abgemessen hin und her zu schwingen, bald steil empor zu richten und auf dem Munde halb und halb zu balanciren, dazwischen aber von Zeit zu Zeit hurtig und behutsam in den flammenden Ofen zu schieben und mit der glühenden Masse des Hafens in Berührung zu bringen — freilich wurden Ofen und Hafen bei den Proben nur

durch Ewald's auf eine Kiste gestellten breitkrempigen Hut dargestellt und danach die Nachgiebigkeit des Filzes gegen die unsanftesten Stöße häufig genug erprobt.

Aber alle diese Schwierigkeiten kamen wenig in Betracht gegen die Aufgabe stetig kräftig zu blasen und zugleich durch die Nase frischen Athem einzuziehn. Ewald hatte schon Wochen lang mit beharrlichstem Eifer sich geübt, blies die Backen auf, daß er kirschroth im Gesicht wurde und der Schweiß ihm von der Stirne rann und dennoch schien ihm die Lösung jenes physiologischen Problems noch eben so unmöglich als die Quadratur des Kreises. Wenn er dann vom Stuhle sprang und unmuthig ausrief: „ich bringe es nicht fertig!" lächelte der alte Nepomuk verschmitzt und tröstete: „nur nicht Geduld verloren, ist noch kein Vierteljahr, kommt mit einem Male, wenn's kommen will!"

„Ja, wenn's will! Ihr sagt aber selbst, daß Mancher es sein Lebtag nicht lernt!"

„Freilich, giebt auch solche; mein Steffen zum Exempel, ist auch nicht auf dem Kopf gefallen, aber fehlt ihm die Gabe."

Ewald setzte jedoch alle Willenskraft daran und

es ging ihm wie Einem, der schwimmen lernen will und den nach unzähligen Bemühungen auf alle Art plötzlich das Wasser trägt, ohne daß er weiß, wie er's anders angefangen hat als vordem. Seine Augen glänzten stolz und er winkte freudig Nepomuk mit der Hand zu, auf zu merken, während er ohne abzusetzen durch das Rohr blies, als sollten die Mauern von Jericho einfallen.

„Halten's ein, junger Herr! Seh' ich's schon, daß Sie haben gelernt Luft borgen um Wind zu machen; Gebläse sein nun in Gang. Werden Alle Maul aufsperren, wenn junger Herr treten zum ersten Mal auf Steg und schon halb fertig in der Kunst. Jesus Maria! halten's aber ein, kriegen sonst Blutsturz!“

Selbstzufrieden ließ Ewald endlich von Erprobung der neu errungenen Fertigkeit ab, legte das Rohr bei Seite, setzte sich neben seinen Lehrer und hörte respektvoll auf dessen weitere Theorie vom Blasen aus den Backen und nicht aus der Lunge.

Die nächsten Wochen wurden der Uebung in dieser schweren Kunst gewidmet, Muckerl bestieg oft selbst den wackligen Lernstuhl und, um seinen Schüler recht deutlich zu machen, wie man möglichst viel Luft

im Munde sammeln und nur diese zum blasen verwenden dürfe, trieb er die Backen so gewaltig auf, daß er jeden Schaubuden-Trompeter weit übertraf und für einen alten Posaunenengel als Modell hätte dienen können.

So viel Lobsprüche jetzt auch Ewald für seine Gelehrigkeit erhielt, der Tag an dem er eine wirkliche Probe seiner Fertigkeit vor allen Arbeitern ablegen sollte, erregte ihm doch Grauen, er hatte Angst wie ein junger Schauspieler, der zum ersten Male auf die Breter tritt und verschob es darum immer wieder, wenn auch Nepomuk öfter mahnte und versicherte, das Exercitium auf dem Stuhle sei ganz gut, aber die Kunst könne man doch nur vor dem feurigen Ofen auslernen.

Die meiste Scheu hatte Ewald vor dem Gedanken, daß seine Angehörigen sein Vorhaben merken, ihn gar bei der Arbeit überraschen könnten, denn es kam mitunter vor, daß die Mädchen noch spät Abends vom hohen Hause nach der Glashütte hinuntergingen, wenn gerade geblasen wurde, um das bei Dunkelheit doppelt anmuthige Schauspiel zu betrachten.

Endlich ließ sich ein Tag vollkommen günstig an. Der Oheim war wieder nach dem Hammerwerke

gegangen, dessen Einrichtung immer noch nicht vollendet war, Mathilde und Gabriele, die über eine Woche lang durch finster stürmisches Herbstwetter und kalte Regengüsse zu Hause gehalten worden waren, beschlossen, gleich nach Tische eine Wanderung nach Hirschbach anzutreten, da die Natur sich heute beruhigt hatte und die Novembersonne zwischen leichtem, streifigem Gewölk hervor, recht lau und mild lockte. Sophie prophezeihte aber dennoch auf den Abend Schnee und nöthigte die Mädchen warme Shawls mit zu nehmen. Im Fortgehn fragte Mathilde ihren Vetter ob er nicht mit wolle.

Ewald antwortete: „was soll ich dort? mich kühl empfangen lassen und mit dem Amtmann den fruchtlosen Streit von neuem beginnen, ihn erbittern und Euch die Lust verderben?“

„Ei kannst Du denn nicht auf ein paar Stunden die langweilige Politik Dir aus dem Sinne schlagen und mit uns fröhlich sein?“ erwiderte Mathilde, Gabriele gab aber ihrem Bruder Recht und entschuldigte sich fast bei ihm, daß sie Mathilden zu Gefallen, das Amthaus nach langer Zeit ein Mal besuchen müsse. Mathilde ließ es bei einem leichten

Achselzucken bewenden, um den seltnen Waffenstillstand nicht zu brechen.

Ewald nahm den Platz seines Oheims am Schreibtische ein und erledigte erst gewissenhaft alle Comtoir-Geschäfte. Dann begab er sich hinüber in die Porzellanfabrik und das Lagerhaus, kontrolirte die zur Absendung verpackten Kisten, ging durch alle Säle, besichtigte die Oefen und die Massenmühle, gab Bescheid und traf Anordnung auf allerlei Fragen, wohnte der Berechnung und Auszahlung des Lohnes bei, da es Sonnabend war, und fühlte sich bei all diesen Geschäften gar nicht unbehaglich in der Würde des Herrn. Als er wieder in das Wohnhaus trat, bat er Sophie, ihm ein Abendbrot zum mitnehmen zu bereiten, da er wohl erst spät zurückkommen werde. Dann ging er in seine Stube, legte die Turnkleidung, als die passendste Tracht bei der Arbeit, an, zog seinen längsten Rock darüber und knöpfte ihn zu, damit man's weniger bemerke und dachte, so rasch als möglich vorbei zu schlüpfen.

Doch die Alte hatte es gar zu gern, wenn sie ein Viertelstündchen mit ihm unter vier Augen plaudern konnte. Sie rief ihn erst in die Küche, wo sie bereits mächtige Butterbrode gestrichen, einen

kalten Braten und einen frischen Schinken auf der weißtannenen Anrichtetafel recht lockend ausgestellt hatte und fragte nun wohlgefällig, ob ihm das recht sei oder ob sie noch Wurst holen solle. Ewald mußte sich bequemen, seine Wünsche ganz genau zu äußern, fand es aber räthlich, ihr gegenüber dicht an den Tisch zu treten, um den untern Theil seines Körpers zu verdecken.

Während Sophie tüchtige Scheiben Fleisch abschnitt, appetitlich auflegte, mit Pfeffer und Salz sorglich würzte und die Brode in Papier verpackte, lobte sie Ewalds Eifer im Geschäft: „da könnte der Kommerzienrath weit herumreisen ehe er Einen fände, der alle Ding' so geschickt angreift wie Du, die Augen überall hat und sich keine Müh' verdrießen läßt. Das weiß er und Du könntest was anderes von ihm verlangen, er thät Dir's zu Liebe. Jung und Alt rühmt Dich aber auch und die Arbeiter gingen für Dich durch's Feuer, weil Du immer gut und freundlich dabei bist, nicht poltrig, nicht spitzig und nicht hoffärtig, und weil Du das Armuth nicht drückst, sondern Jedem sein bischen Brod von Herzen gönnst. Aber hör', eins mußt Du in Obacht haben: treib's nicht zu weit mit Deiner

Gutheit, mach' Dich nicht zu gemein mit den Leuten, sie verlieren sonst den Respekt und die großen Herrn legen Dir's falsch aus. Zumal mit den Böhmaken in der Hütte nimm Dich in Acht, das ist ein hinterhaltiges Volk, in's Gesicht thun sie Dir schön, ist aber kein Verlaß auf sie; die mußt Du schon kürzer halten und zuweilen ducken, sonst wachsen sie Dir über den Kopf. — Nun, hast Du daran genug? komm' ich will Dir's in die Tasche stecken!"

Ewald wehrte aber die Dienstfertigkeit der Alten hastig ab und nahm sich kaum Zeit für die wohlgemeinten Lehren zu danken, sondern eilte in's Freie zu kommen.

Die Sonne glänzte schon mattgolden dicht am Bergrande, über den fahlen Wiesen schwebte ein feiner kalter Herbstduft, das tiefere Thal und die Ferne waren mit Nebel bedeckt. Von Osten her hob sich ein schweres, schieferfarbnes Gewölk hinter dem dunklen Walde empor und ein Luftzug raschelte zuweilen in den braunen spärlichen Blättern, die noch in den Obstbäumen und Sträuchern der Gärten hingen. Kaum daß die Sonne bis auf einen falben Streifen verschwunden war, zog auch schon die Däm-

merung ihrem Pfade nach und verlöschte ihre letzten Spuren.

Ewald schritt langsam nachdenklich zwischen den Hecken und über die Wiesen hin bis er den feuerspeienden Schlot der Glashütte unter sich sah. „Es ist ein bedeutungsvoller, folgenschwerer Schritt —“ sprach er zu sich selbst — „den ich heute wagen will. Jeder Stand hat einen Wall um sich gebaut und erst wenn man ihn durchbrechen will, merkt man wie fest und hoch er ist. Den Ausgang kann der Einzelne erzwingen, die Rückkehr schwerlich. Und wenn die Einen mich beleidigt ausschließen, werden mich die Andern auch verstehn und brüderlich aufnehmen? Aber wo soll die junge Freiheit ihre Heere werben, als im Volk und giebt es einen schöneren Beruf, als das Volk aus den dumpfen Zwingburgen der Knechtschaft, der Noth und des Wahnes hinauszuführen, der schönen, milden Königin entgegen? Moses verließ auch die Prachtsäle und wohnte mit den Ziegelstreichern in den Hütten, bis sie Vertrauen zu ihm faßten und ihm durch Meer und Wüste folgten. So sey's getrost von mir gewagt. Ich will allen Brüdern schreiben: laßt ab, die Herzen der Reichen, der Vornehmen, aller, die sich gebildet nennen, gewinnen

zu wollen, ihr erntet nur Hohn und Verachtung. Setzt euch neben den Schuhmacher auf den Schemel, greift mit dem Landmann an den Pflug, mit dem Tischler zum Hobel, mit dem Zimmermann zur Axt, arbeitet wetteifernd mit ihnen, daß euch der Schweiß von der Stirne rinnt und wenn eure Hände hart geworden sind gleich den ihren, dann werden sie Vertrauen zu euch fassen, euch als Brüder lieben und eurem Rufe folgen. Ich hab's gewagt!"

Ewald hatte die Mahnung an die Freunde wie ein Ossianischer Sänger vom Hügel aus in die Nebeldämmerung gerufen und schritt nun leuchtenden Auges, mit muthgeschwellter Brust gleich einem Kämpfer nach der Hütte hinab.

Die Arbeit des Blasens war schon im vollem Gange. Die Meister hantirten auf ihren hohen Stegen vor dem glühenden Ofen, die Gesellen und Lehrlinge leisteten unten, beim ersten Formen der Kugeln und beim Aufschneiden der Cylinder geschäftig Hülfe. Erst später ließen die Glasmacher um sich zu erholen auf kurze Zeit ihre Plätze von den Gesellen einnehmen und erquickten sich durch tüchtige Züge aus irdnen Bierkrügen.

„Der Fluß heut' gut, sehr gut!" flüsterte Ne-

pomuk in einer solchen Pause Ewald zu, „junger Herr können heut' Probestück machen, wie nix, wie Kinder mit Seifenblasen."

„Ich will's auch," antwortete Ewald eben so leise, „aber ich warte noch ein paar Stunden, daß uns kein Fremder überrascht."

„Nur nicht zu lang," meinte Nepomuk, „ist schwerer, wenn der Hafen schon halb leer. Wie wär's, wenn Sie ein Fässel Bier ließen holen aus Gasthof? macht Leute lustig und trinken's auf Wohl von jungem Herrn."

Ewald schickte einen jungen Burschen mit dem Schubkarren fort und ging inzwischen in seine Stube, um seine Fertigkeit noch ein Mal zu üben; öffnete dann das Fenster und sah in die dunkle Nacht hinaus.

Der Himmel hatte sich dicht überzogen, feine Flocken Schnee fielen sacht hernieder und lagerten schon wie ein weißer Schimmer auf den Spitzen der Holzthürme, den Zweigen der Fichten, die vor dem Fenster standen, und der nach dem schwarzen Grunde abfallenden Wiesenfläche. Die Uhr an der Porzellan-Fabrik schlug eben eilf mit dem ungewohnt gedämpf-

ten Tone wenn die erste Schneedecke sich über die Landschaft breitet.

Jetzt müssen sie längst zu Hause sein, dachte Ewald, und trat mit festem Entschlusse wieder in die Hütte.

Sie brachten ihm einen frischen Krug entgegen, er nahm ihn, that herzhaft Bescheid und begann darauf so feierlich gehoben, daß nach und nach alle, wie sie mit ihren Cylindern fertig wurden, inne hielten und man zuletzt als Begleitung der wohltönenden Stimme des Redners nur noch das Prasseln der lodernden Flammen und das Fauchen der Zugluft im Schlote hörte.

„Ihr Männer!“ sprach Ewald, den Hut in der einen, den Krug in der andern Hand, zu den Arbeitern, die auf und neben den Stegen sich zu ihm wandten, oder aus dem schwarzen Hintergrund der Hütte allmälig herantretend, meist nur zur Hälfte von dem grellen Feuerschein beleuchtet wurden, so daß die breitschultrigen Gestalten in weiß linnener Tracht, mit dem Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit in den kräftigen und klugen Gesichtern, ein eigenthümliches Bild darboten. „Ihr Männer, Meister und Gesellen! Als ich vor wenigen Monaten in

eure Mitte trat, brachtet ihr mir insgesamt herzliches Vertrauen und freundliche Willfährigkeit entgegen, mir dem jüngeren Manne, den jeder von Euch mehr als zehnfach aufwiegt an Erfahrung, Kenntniß und Kunstfertigkeit. Wenn es mir auch niemals an guter Absicht gefehlt hat, muß ich doch beschämt gestehn, daß ich Eurem Vertrauen schecht entsprochen und durch thörigen Eigenwillen Euch wie meinem Oheim Schaden statt Nutzen gebracht habe. Ich bin ernstlich mit mir zu Rathe gegangen und glaube das Grundübel erkannt zu haben und jetzt mit der Wurzel ausrotten zu können. Das Grundübel heißt Hochmuth, Ueberhebung und seine Wurzeln sind der Stolz auf Geburt, Stand, Reichthum, Bildung. Ihr setzt die kostbare Erfahrung, die seltne Fertigkeit ein, die Kraft Eurer Arme, das Licht Eurer Augen, den gesunden Athemzug Eurer Lungen wagt Ihr stündlich daran und Eure Pflicht ist Gehorsam, Euer Gewinn ein kärglicher Lohn, Euer Ziel gebrechliche Dürftigkeit im Alter, ja Euer tägliches Brod hängt von einer Laune ab, die Niemand zu Rechenschaft ziehen kann, wenn sie Euch heute in's Elend stößt. Das ist der Nothstand unsrer Zeit, die übermächtige Tyrannei des Geldes. Wohl weiß ich, daß

nicht dem Einzelnen die Schuld daran beizumessen ist. Aber das Uebel wächst von Jahr zu Jahr in schrecklicher Uebermacht. Da ist es höchste Zeit, wenn nicht das deutsche Volk über ein Kurzes sich zerfleischen soll im schauderhaften, schimpflichen Bruderkampfe um Mein und Dein, um Brod und Salz, daß der Einzelne die Schranken der Vorrechte und Vorurtheile freiwillig durchbreche, seinen Standesgenossen ein Beispiel zu geben. So stehe ich heute unter Euch und wenn es auch nicht in meine Macht gegeben ist, Euch den vollen Genuß der Früchte Eurer Arbeit zu gewähren, so bin ich doch fest entschlossen, die Mühsal der Arbeit mit Euch zu theilen. Nehmt mich auf in Eurer Mitte, helft mir brüderlich, das schwere Unternehmen auszuführen, Eure Kunst zu erlernen. Ich will dagegen unablässig bemüht sein, mein Wissen zu vermehren und Eurem Nutzen dienstbar zu machen. Wie die verschiednen Minerale neben einander todt im Schuppen liegen, aber, richtig gemischt im Hafen, durch des Feuers Gluth ein jedes sich läutert und die eigne Kraft mit der andern verschmilzt, daß im blanken Glase kein Unterschied mehr zu sehn ist, zwischen den Kieseln und Salzen: so wollen auch wir unsre Kräfte verschmelzen zu Ein-

tracht und Lauterkeit. Ich thue Euch Bescheid und leere diesen Krug auf das Wohl und die Ehre des deutschen Arbeiterstandes!“

Die Arbeiter tranken zwar und stießen wohl auch an, aber keineswegs begeistert. Man konnte fühlen, daß es nur aus Höflichkeit geschah, um es mit dem jungen Herrn nicht zu verderben. Aber es gab wohl Keinem der nicht mit dem unbehaglichsten Gefühle an das Gesicht gedacht hätte, das der Kommerzienrath machen würde, sobald man ihm diese verwegenen, hochgefährlichen Reden hinterbrächte, und an die üblen Folgen, welche für die gesammten Arbeiter daraus erwachsen könnten.

Ewald entging die verlegne Stimmung nicht, die auf der ganzen Versammlung lastete, und auch auf ihn einen drückenden Einfluß ausübte. Mit erzwungner Heiterkeit fuhr er fort: „So laßt uns die gemeinsame Arbeit beginnen, habt Nachsicht und schaut nicht auf meine ersten linkischen Versuche; der Nepomuk leiht mir schon sein Blasrohr und hilft mir so weit es geht!“

Er warf Hut und Rock auf eine Bank, stellte sich neben Nepomuk auf dessen Steg, nahm das Blasrohr in Empfang und begann das Werk.

Es ging herzlich schlecht. Das Gefühl sich ungeschickt benommen zu haben oder jedenfalls mit seiner Begeisterung abgeblitzt zu sein, peinigte ihn so unaufhörlich, daß er die Gedanken davon nicht losbringen konnte und obschon er seine Augen möglichst daran gewöhnt hatte, der Blendung zu widerstehn und die Gegenstände im innern Raum des glühenden Ofens zu erkennen, merkte er doch alsbald den gewaltigen Unterschied zwischen dem Exercitium auf dem Stuhle und der Feuerprobe auf dem Stege, wo er zumal den Zielpunkt so vieler beobachtender Augen abgab. Da war es kein Wunder, daß er die wohl eingeübten Lehren nur sehr mangelhaft zur Anwendung brachte, über dem Blasen das Drehn, über dem Drehn das Schwenken, über dem Schwenken das Athemholen versäumte und daß es ihm nicht gelang, den kleinen Feuerballen am Rohre trotz heftigster Anstrengung, zu etwas anderem als einer Art von unregelmäßigem Schlangenkürbis aufzublähn.

Die übrigen Arbeiter waren klug genug, sich scheinbar nur um ihre eignen Geschäfte zu kümmern, der alte Nepomuk aber benahm sich mit diplomatischer Meisterschaft. Er stellte sich an, als müsse er Ewald die ersten Handgriffe zeigen und rief dann ein über

das andre Mal verwundert: „das wissen junger Herr schon? . . Haben uns das auch abgeguckt? sehr ein guter Athem! können gar Luft nehmen durch Nase? heil'ger Nepomuk, hab' ich noch nie gesehen! Junger Herr geborner Glasmacher!" Dabei wußte er geschickt einen Theil der Schuld an jedem Mißlingen sich selbst oder dem Gehülfen, der Masse oder dem Rohre aufzubürden. „Ist sehr schwer richtigen Cylinder blasen, so groß und stark wie verlangt wird, sollen's aber schon lernen, nach und nach, fällt kein Meister vom Himmel." So brachte er's dahin, daß Ewald ruhiger wurde, sich mit den neuen Schwierigkeiten etwas vertrauter machte und das bereits Erlernte erfolgreicher anzuwenden begann.

Als er eben die erste Kugel leidlich zu Stande gebracht hatte und sie wieder im Ofen erhitzen sollte, öffnete sich die Eingangspforte und Gabriele und Mathilde, hinter ihnen der Assessor traten tüchtig beschneit in die Hütte.

Nepomuk murmelte einen derben böhmischen Fluch und suchte seinen Schüler zu verdecken, Ewald hätte im Eifer des ersten Gelingens die Eintretenden nicht sogleich bemerkt, aber die Mädchen riefen wie aus einem Munde seinen Namen, so daß er den Kopf

drehte und mit einem Blicke die unwillkommenen Besucher, das Erstaunen in den Mienen Gabrielens und Mathildens, das höhnische Lächeln des Assessors gewahr wurde. Das Blut schoß ihm nach dem Kopfe, er fühlte sich, trotz aller schönen Reden vom Adel der Arbeit, durch die Ueberraschung so erzürnt, daß er seinem Nebenbuhler am liebsten das Blasrohr über den Kopf geschlagen hätte. Das ging denn aber doch nicht an und waren nicht in diesem Augenblicke die Arbeiter doppelt aufmerksam auf ihn, ob seine Gesinnung Probe halten würde? So war er zwischen drei Feuer festgebannt — wenn er den Ofen mitrechnen wollte — es blieb ihm keine Wahl, als sein Unternehmen muthig durchzukämpfen. Auf einen grimmigen Seitenblick nach seinem Widersacher sich beschränkend, schwang er das Rohr noch ein paar Mal trotzig hin und her, blies dabei so gewaltig, daß die Kugel sich noch um ein beträchtliches aufblähte, wollte sie dann mit einem kühnen leichten Schwunge in den Ofen schieben und rief gebieterisch das „hab' Acht!" hatte aber selbst zu wenig Acht auf die Enge des Ofenloches und stieß an eine Mauerecke, daß das Glas klirrend umhersprang.

„Bravo! vortrefflich!“ rief der Assessor, „bis auf den letzten Unfall ganz meisterhaft! Sie werden Ihr Examen nächstens machen können und zum Doctor der Vitrologie promovirt werden.“

Gabriele bekämpfte mühsam ihren Zorn und bat ihren Bruder so dringend, daß es fast gebieterisch klang: „komm' herunter, Ewald! begleit' uns nach Hause. Ich bitte Dich darum, wir brauchen Deine Hülfe!“

Mathilde war gleichfalls bis an den Steg herangetreten und sagte: „das versteht sich, daß er uns begleiten muß, der Schnee schüttet ja vom Himmel herunter; aber erst laß uns ein wenig hier ausruhn und aufthaun, der Herr Assessor sieht ja noch wie ein halber Schneemann aus. Ich dächte, Sie versuchten auch ein Mal, solch ein Rohr zu handhaben, das wird Sie am besten erwärmen.“

Unter den Arbeitern ließ sich ein halblautes Gelächter hören, Nepomuk war eilends bei der Hand, nahm Ewald das Blasrohr ab und präsentirte es schmunzelnd dem Assessor: „belieben's Herr Baron? aber müssen nicht verkehrt blasen, sein heiß da unten, verbrennt man sich Mund!“

„Halt' Er seinen Mund bis man Ihn fragt!" erwiderte der Assessor, warf einen hochmüthig verachtenden Blick über die frechen Proletarier, zog sich nach einer dunklen Bank zurück und strafte Mathilden durch sein Schweigen.

Mathilde achtete jedoch nicht darauf, sondern nahm Nepomuk das Rohr ab, wog es in ihren beiden Händen, setzte es an den Mund, und blies hindurch bis ihr der Athem ausging. Ewald, den sein Ungeschick ganz außer Fassung gebracht, war bei Mathildens freundlichen Worten wieder zu sich gekommen und schaute ihrem lieblichen Thun mit unverhohlnem Entzücken zu.

Sie wandte sich jetzt nach ihm, reichte ihm das Rohr und sagte: „das ist aber schwer; zeig' mir noch einmal, wie man's machen muß!"

Ewald ging freudig an's Werk, preßte seine Lippen wonnevoll an das geweihte Mundstück, schwenkte, drehte, blies, schob in den Ofen, hob und balancirte wie ein Meister und brachte, zum Erstaunen Nepomuks und aller Arbeiter, einen ganz leidlichen Cylinder zu Stande.

Selbst Gabriele, die neben dem Assessor Platz

genommen hatte, konnte, trotz ihres Grolles, nicht ohne Wohlgefallen auf den Bruder sehn, dessen Gestalt im knappen Turnkleid gegen den flammenden Ofen sich so schlank und kräftig abhob, dessen Bewegungen so sicher, gewandt und anmuthig waren; der vornehmen Schönheit seiner Züge, mochte er den Kopf senken oder hinten über biegen, daß die lockigen Haare auf den Nacken wallten, konnte selbst die glühende Anstrengung keinen Eintrag thun. Stolz wie ein Ritter der romantischen Zeit die Siegesbeute seiner Dame zu Füßen legt, stellte Ewald sein Meisterstück vor Mathilden hin.

Sie verneigte sich huldvoll: „ich mag's nicht angreifen, damit ich mir die Finger nicht verbrenne, aber ich nehme es als empfangen an und bitte Dich, mir ein Spiegelglas daraus machen zu lassen. Jetzt kühle Dich selbst ein wenig ab, daß Du uns nach Hause begleiten kannst!"

Ewald war wieder so bezaubert von dem Mädchen, daß er an nichts mehr dachte, als ihren Wünschen zu gehorchen. Er hatte sich zwar vorgenommen gehabt, die ganze Nacht über an der Arbeit Theil zu nehmen, jetzt aber versicherte er nach kurzer Zeit hin-

länglich abgekühlt zu sein und drängte, den Heimweg anzutreten.

Draußen fiel der Schnee in großen Flocken, eilig als hätte er schon Zeit versäumt von diesen Bergen Besitz zu ergreifen, Chaussee und Wiesen waren bereits vollständig von ihm bedeckt. Die Männer schlugen die Rockkragen in die Höhe, die Mädchen zogen die Shawls über die Köpfe, Ewald beeilte sich, Mathilden seinen Arm zu reichen und dem Assessor blieb nichts übrig, als Gabrielen den gleichen Dienst zu erweisen.

Anfangs gingen die Paare auf der Chaussee nebeneinander. Gabriele konnte sich nicht enthalten, ihren Bruder zu fragen: „was war das für eine seltsame Probe, bei der wir Dich antrafen?“

„Scheint es Dir seltsam,“ erwiderte Ewald, „daß man das lernen will, was man Andern zu thun befiehlt?“

„Und Du scheust Dich nicht bei Deinen Untergebenen in die Lehre zu gehen?“

„Gewiß nicht, sie fassen um so mehr Vertrauen zu mir. Mit um so leichterm Herzen werde ich befehlen und sie gehorchen können.“

„Erlauben Sie Herr Reisig,“ warf der Assessor

ein, „ich kann dem Bedenken Ihrer Fräulein Schwester nur beipflichten. Auf die Standesunterschiede sind die Staaten gegründet, die Einen sind berufen zu befehlen, die Andern zu gehorchen, dem Talent bietet sich Gelegenheit genug, aus der Niedrigkeit empor zu steigen, der höher Stehende hat aber die Pflicht, seinen Stand zu wahren, am meisten in unsrer Zeit, die an den Grundfesten des Staates gewaltsam rüttelt."

„Es kommt darauf an," versetzte Ewald, „ob man diesem, auf veraltete Standesvorurtheile gebauten Staate Berechtigung zuerkennt oder für besser hält, daß er dem Gleichheitsstaate den Platz räume."

„Wollen Sie mir solch' einen Gleichheitsstaat zeigen, der nicht nur in den Träumen der Phantasten, sondern in Wirklichkeit besteht? Ich wäre begierig, ihn kennen zu lernen."

„Es ist bequem und vortheilhaft, das Ideale Phantasterei zu schelten, weil es seine Verwirklichung sich noch nicht erobert hat. Der Gang der Weltgeschichte straft aber diese Stillstandsseligkeit Lügen, denn er ist nichts andres als Kampf und Sieg der neugebornen Ideen."

„Jedes tolle Hirngespinst maßt sich jetzt die Berechtigung einer weltgeschichtlichen Idee an."

„Die Beschränktheit schließt die Augen und meint dann bleibe es dunkel.“

„Die Verblendung rast so lange bis die strafende Gerechtigkeit sie ereilt.“

„Der Tag ist nahe an dem die Völker mit ihren Bedrückern in's Gericht gehn.“

Die Erbitterung der jungen Männer steigerte sich immer mehr, darum hielt es Mathilde für hoch an der Zeit die Parteien zu trennen und begann: „die Herren reisen verzweifelt schnell mit ihren Gedanken, von der Glasmacherei die ganze Weltgeschichte entlang bis zum jüngsten Gericht. Wie wäre es, wenn Sie die Fortsetzung dieser Reise auf gelegnere Zeit verschöben und uns jetzt behülflich wären etwas rascher nach dem hohen Hause zu kommen? Der Schnee macht uns die Füße naß und müde und die Herren thäten auch wohl, bei dem Gestöber ihre Lungen zu schonen. Geschwind Vetter, wir sind das jüngste Paar!“

Ewald ließ sich das nicht zwei Mal sagen, mit beflügelten Schritten eilte er vorwärts, ohne daß es seiner Begleiterin schwer geworden wäre, ihm zur Seite zu bleiben, er spürte ihren Arm kaum in dem

seinigen. So ließen sie das andre Paar bald weit hinter sich.

„Wie dankbar bin ich Dir“ — hob Ewald an — „daß Du über die peinliche Beschämung in der Hütte mir so freundlich hinweg geholfen und mich jetzt von dem unerträglichen Menschen erlöst hast!“

„Für das Erste magst Du meiner Gutmüthigkeit, für das Zweite aber nur dem Schneewetter danken. Du warst nicht weniger unliebenswürdig als der Assessor.“

„Da bleib' ein Andrer höflich oder, wie Du es nennst, liebenswürdig bei der hochnäsigen Ueberlegenheit, dem hohlen Dünkel dieses Menschen, der sich wie eine unfehlbare Pythia geberdet und meint, sein hölzerner Dreifuß stehe auf dem Mittelpunkt der Erde, die ganze Menschheit drehe sich um ihn herum, und könne nichts besseres verlangen, als von seiner büreaukratischen Beschränktheit geschulmeistert zu werden!“

„Eine unparteiische Charakteristik!“ entgegnete Mathilde. „Was seid ihr Männer nachsichtig gegen einander bei Beurtheilung von euren Schwächen und Fehlern, aber wie ungerecht und leidenschaftlich

wenn ihr bei Meinungsverschiedenheiten Euch begegnet.“

„Des Mannes Ueberzeugung bestimmt seine Handlungen und giebt den Maßstab für seinen Charakter,“ sprach Ewald mit Stolz. „Darum wiegt sein Wort so schwer und verbündet ihn als Freund oder verkündet ihn als Feind; darum verachtet er den, der seiner Ueberzeugung untreu wird, kaum weniger als den Feigling.“

„Das klingt ja ganz gewaltig,“ spottete Mathilde, „ich werde künftig mit Ehrfurcht auf die Worte der Männer hören und mich nach jeder Unter haltung auf Großthaten gefaßt machen. Da steht es mit uns Frauen doch viel anders: ist das Herz leicht, zwitschern wir lustig in's Blaue wie die Vöglein, ist's bekümmert, will's klagen und getröstet sein, von Aerger und Zorn wird das bitterste mit der Zunge fortgeschnellt, aber auf die Goldwage legen wir unsre Worte nicht und wenn ich heute sage, ich sei grundböse auf Jemanden, kann ich mich doch morgen schon mit ihm versöhnen, ohne daß ich mich für charakterlos halten müßte.“

„Kann es Dir denn genügen, so flatterhaft über

das Leben hinzutändeln?“ fragte Ewald mit dringender Mahnung. „Fühlst Du nicht nach diesen schalen Kindereien eine öde Unbefriedigung in Dir, durch diese faden, erlognen Huldigungen Dich herabgewürdigt? Nein, werde nicht unwillig —“ fuhr er dringender fort als Mathilde ihren Arm zurückziehn wollte — „wenn Dich die Sprache der Aufrichtigkeit auch verletzt. Betrachte diese geschniegelten Gecken was sie sind ohne ihren schaumgoldnen Flitter: ideenlose Köpfe, die nur auf ihren Vortheil sinnen, kalte Herzen, nur bewegt von frivoler Genußsucht, unfähig für das Hohe, Edle sich zu erwärmen. Sie sind des stolzen Namens Mann unwürdig, aber weil sie vor Euch sich schmiegen und biegen, mit Euch tändeln und scherzen, Euch schmeicheln und locken, findet Ihr sie liebenswürdig und laßt Euch von ihnen umflattern und verstricken. Fürwahr man möchte fast verzweifeln wie an jener Spatzenbrut so auch an Euch, man möchte oft in bitterster Verachtung rufen: sie sind einander werth! wenn nicht eine Stimme aus tiefinnerster Brust tröstend und zuversichtlich dazwischen tönte. Die hohe Edelkraft der deutschen Weiblichkeit, an der unser Volk stets wieder erstarkt ist und aus tiefster Versunkenheit sich neu empor ge-

hoben hat, kann nicht verloren sein. Daran verzweifeln hieße an der Zukunft des Vaterlands verzweifeln. Sobald in den deutschen Frauen das heil'ge Erbtheil ihrer Mütter wieder lebendig wird, werden sie schamerglühend die welsche Leichtfertigkeit von sich werfen und ihres hohen Berufes doppelt eifrig warten. Die Mutter wird dem Sohne, die Gattin dem Gatten, die Jungfrau dem Jüngling das Schwert reichen, daß er für das Vaterland kämpfe und ihm Liebe versagen bis er um die Freiheit geworben hat. Sprich Mathilde, ob Dir für ein solches Ziel das Herz nicht höher schlägt als bei der Jagd der Gefallsucht und den Triumphen der Eitelkeit?"

Mit einer heftigen Bewegung machte sich Mathilde von ihrem Begleiter los: „Das heißt wahrlich meiner Geduld und Nachsicht das Aeußerste zumuthen! Du schmähst meine Freunde nur weil ihre Sitten fein und gefällig sind, weil sie noch ein offnes Herz haben für jugendlichen Frohsinn und heitern Genuß des Lebens. Wo es gilt werden sie sich als Männer bewähren — das glaube ich fest und Du hast keinen Grund es zu leugnen. Ich für mein Theil hätte Deine Strafpredigt wohl noch mit guter Laune hingenommen,

obschon ich nicht weiß, wie Du dazu kommst, Dich zu meinem Sittenhüter aufzuwerfen, aber daß Du mein ganzes Geschlecht so verunglimpfst, das dulde ich nicht. Was sprichst Du von innerlicher Oede und Unbefriedigung? von Kindereien, Gefallsucht und Eitelkeit? Du könntest Dir manch wackres Mädchen zum Muster nehmen, das seine Pflichten erfüllt ohne viel Aufhebens davon zu machen und es nicht für eine Großthat ausgiebt, einen Krug Wasser ein Mal selbst am Brunnen zu holen. Arbeitsame Hände und ein reines Herz, wer das hat, kann fröhlich sein und braucht sich nicht darum schelten zu lassen. Ist's Kinderei, so ist sie doch harmlos und es steckt nicht halb so viel hochmüthige Eitelkeit darin, als in eurer phantastischen Deutschthümelei, die sich vor vernünftigen Leuten so kläglich ausnimmt als eine Maskerade bei Sonnenschein."

Mathilde drehte sich um und erwartete das nachfolgende Paar, ohne sich um ihren Begleiter weiter zu kümmern.

Auch Ewald blieb in einiger Entfernung von ihr, schweigend stehn. Er war wie betäubt von dieser Heftigkeit, erst allmälig überkam ihn das Be-

wußtsein des bittern Schmerzes, mit seinen innigsten Gefühlen gerade von der so schneidend zurückgewiesen zu sein, die er um alles in der Welt für sich gewonnen hätte. So kalt, schaurig und todt wie auf die Natur um ihn herum, lagerte sich's über ihn, er hätte Stunden lang schweigend da stehn und an nichts denken können, als an die Vernichtung aller seiner Hoffnungen, an das Erstarren seiner Frühlingsträume.

Mathildens Stimme weckte ihn wieder, sie rief dem Assessor und Gabrielen entgegen, die eben heran kamen: „jetzt sind wir gleich unter Dach und Fach, Sie sehn, daß die Lampe brennt und für eine warme Stube hat Sophie gewiß gesorgt. Sie bleiben natürlich die Nacht auf dem hohen Hause, Herr Assessor, ich verspreche Ihnen ein Glas heißen Grog und von Papas besten Cigarren, während das Fremdenzimmer in Stand gesetzt wird.“

Der Assessor hatte seinen Aerger über Ewald und Mathilden während der mühsamen Unterhaltung mit Gabrielen nicht etwa überwunden, sondern eher nachsäuern lassen. Er dankte für die freundliche Einladung, indem er versicherte, morgen früh Termin

zu haben, wies die wohlgemeinten Vorstellungen, daß die Nacht vorgerückt, der Weg weit und beschwerlich sei, morgen früh aber die Post bequemes Fortkommen biete, mit der kalt abweisenden Höflichkeit des echten Großstädters zurück, empfahl sich den Damen sehr formell und schritt, ohne Ewald eines Blicks zu würdigen, stolz am gastlich lockenden Hause vorbei, ingrimmig in dem mitternächtigen Schneegestöber weiter.

Um keinen Gedanken zufriedner, stürmte Ewald den Mädchen voran nach dem Hause, eilte an Sophie vorbei und die Treppe hinauf nach seinem Zimmer. Gabriele folgte Mathilden stumm und nicht weniger verstimmt, so daß die alte Sophie gar nicht wußte, was sie von den jungen Leuten denken sollte, kopfschüttelnd die Thüren verschloß, nach dem Oefen sah und sich gleichfalls zu Ruhe begab.

Ewald schlief spät ein und erwachte zeitig nach kurzem, unruhigem Schlummer. Sein Schmerz war um nichts abgekühlt und er fühlte daran, wie tief die Liebe zu Mathilden sich in seinem Herzen eingewurzelt hatte. Gegen seine Gewohnheit kleidete er sich langsam und zaudernd an, ging dazwischen in der

Stube auf und ab oder trat an das Fenster und starrte auf das vollständig eingewinterte Land, das still hastige Flockengetreibe in der Luft. Wie gebannt in einem engen Kreis, mußte er die harten, bittern Worte, mit denen Mathilde seine warme Hingabe zurückgewiesen, die spottende Verachtung mit der sie sein ernstes Streben und seine höchsten Ideale herabgewürdigt hatte, sich immer und immer von neuem wiederholen.

Sophie kam endlich und fragte ihn, „ob er denn gar nicht hinunter kommen und frühstücken wolle?“ Er antwortete kurz abweisend und merkte kaum, daß statt der Alten eine Magd heraufkam, im Zimmer wirthschaftete, den Ofen heizte, Frühstück auf den Tisch setzte. Daß aber Mathilde nicht nur zur Lobrednerin jenes leichfertigen Kreises sich aufgeworfen, sondern auch den Verhaßtesten von allen so offenbar vorgezogen, durch unweibliches Entgegenkommen ihn zu versöhnen gesucht hatte — das erfüllte Ewald mit den bittersten Qualen der Eifersucht.

Eine Hand legte sich sanft auf seine Schulter und eine leise Stimme flüsterte seinen Namen. Er fuhr zusammen und wandte sich rasch, konnte aber das

Gefühl getäuschter Hoffnung nicht verbergen, als er Gabrielens vorwurfsvollem Blick begegnete:

„Bruder," sprach sie mit ungewohnter Milde und faßte seine Hand, „armer Bruder, ich sehe den tiefen Schmerz in Deinen Zügen und kann Dir nicht zürnen. Hättest Du meiner treuen Warnung Gehör geschenkt, Dein Herz blutete jetzt nicht. Laß es wieder zwischen uns sein wie ehedem, vertraue mir und ich will suchen, durch meine Liebe Dich zu trösten. Sage mir nur eins, weiter will ich nichts wissen, hast Du sie erkannt in ihrer herzlosen Eitelkeit, ihrer gewissenlosen Gefallsucht? Willst Du die schnöden Fesseln, in denen sie Dich so lange gehalten hat mit männlicher Kraft brechen?"

„Ich habe es und ich will's!" rief Ewald leidenschaftlich. „Eine sinnbethörende Armide ist sie, aber seit gestern hab' ich sie durchschaut und ihr Zauber hat seine Macht über mich verloren. Und wenn sie mich mit allen Reizen wieder anlocken wollte, ich verpfände Dir mein Wort, theure Schwester, daß ich männlich widerstehen werde."

„Ich halte Dich beim Wort," sagte Gabriele feierlich, faßte dann beide Hände ihres Bruders, sah

ihm mit schwärmerischer Innigkeit in die Augen und plötzlich in Thränen ausbrechend, warf sie sich an seine Brust und lehnte schluchzend ihren Kopf auf seine Schulter.

Ewald umschlang sie zärtlich, lehnte seine Wange auf ihr Haupt und streichelte mit liebkosender Hand ihr volles, schwarzes Haargeflecht. „Meine theure, geliebte Gebriele! Du treuestes, Du edelstes Herz. Kannst Du mir verzeihen, daß ich Thor mich Dir entfremdet hatte?“

Gabriele hob den Kopf und drückte einen innigen Kuß auf Ewalds Lippen: „Du bist wieder mein, ganz mein — alles andere sei darum vergessen! Aber doch nein!“ unterbrach sie sich und der Glanz beseligenden Glückes, der die strenge Schönheit ihrer Züge so wundervoll verklärt hatte, schwand allmälig dahin.“ Du hast Dich noch nicht völlig wiedergefunden“ — fuhr sie mit freundlichem Ernste fort — „ich muß Dir noch ein Mal den Spiegel vor die Augen halten! Sieh zurück auf die Zeit, die Du hier verbracht hast, auf Deine Umgebung und Dein Thun und sage Dir selbst aufrichtig ohne Beschönigung ob hier Dein Platz, ob dieß Dein Weg ist.“

Ewald suchte sich zu vertheidigen und ihr die Gründe darzulegen, die ihn zu seiner Handlungsweise bestimmt, Gabriele wollte aber nichts davon gelten lassen: „Hier in diesen abgelegenen Bergen werden die Geschicke des Vaterlandes nicht entschieden und wenn der Kampf schon überall entbrannt wäre, glaube ja nicht, daß Du die Herzen dieser Arbeiter dazu entflammen könntest. Ihr Dichten und Trachten geht nicht über das tägliche Brod hinaus. Ich habe es mit tiefem Schmerz gesehn, daß sie Dich zur Sphäre ihrer Niedrigkeit hinabziehn."

Bei diesem Urtheil blieb Gabriele und Ewald vermochte nicht, sie zu seiner Ansicht zu bekehren. Endlich sprach er: „Deine Freiheitsliebe ist noch von dem Standesvorurtheile eingeengt; vertraue mir, wie ich Dir und laß mich die kurze Zeit, die ich noch hier bleibe in meiner Art benutzen. Bedenke auch, daß ich dadurch einen kleinen Theil der Schuld unsrer Dankbarkeit abtrage."

Gabriele erwiderte bitter lächelnd: „o Du gutmüthiges, argloses Herz! Meinst Du, wenn wir mit dem Oheim rechnen wollten, der Nachtheil bliebe auf seiner Seite und uns käme nichts zu, als seine Großmuth dankbar zu verehren?"

„Wie denn anders? Ich verstehe Dich nicht.“

„Denkst Du denn gar nicht an unsern Vater?“

Ewald sah sie betroffen an. „Wie kommst Du darauf? Du hast ihn nie gesehn, ich kann mich seiner nicht erinnern, denn ich war kaum zwei Jahre alt, als er starb.“

„So hast Du Dich auch nie nach ihm erkundigt?“ fragte sie weiter.

„Ich weiß nur, daß er lange in Italien war, die Mutter aus Venedig mitbrachte, daß er wenige Jahre darauf hier starb und die Mutter nach Deiner Geburt ihm folgte. Sind wir nicht von unserer frühesten Kindheit an in diesem Hause erzogen worden und haben uns nicht der Oheim und die Tante in Pflege und Liebe die Aeltern ersetzt?“

„Das Bild der sanften, gütigen Tante“ — erwiderte Gabriele — „thront verklärt in meinem Herzen, ihr klage ich's und sie tröstet mich, wenn mir das Leben hier unerträglich wird. Daß Du dem Oheim anhänglich bist, finde ich begreiflich, denn Dich hat er stets bevorzugt, während er sich gegen mich von Anfang an kalt und gehässig bewiesen hat. Freilich versteht er's vortrefflich, Deine Liebe zu ihm auszunutzen.“

„Du thust ihm wahrlich Unrecht!“ unterbrach sie Ewald.

„Laß das“ — fuhr sie fort — „davon wollte ich nicht sprechen, sondern von einem andern, schweren Unrecht, das seine Habgier an den Waisen seines Bruders begangen hat. Der Vater und der Oheim waren sie nicht die Söhne eines armen Schullehrers in Hirschbach? Aber Beide beseelte ein energischer Unternehmungsgeist, sie wußten die tüchtigen Schulkenntnisse, die sie dem Vater verdankten, jeder nach seiner Neigung auszubreiten. Während der Oheim sein kaufmännisches Talent ausbildete, scheute unser Vater keine Mühsal und Entbehrung, sich technische Fertigkeiten und chemische Kenntnisse anzueignen. Es ist mir erzählt worden, daß er in absichtlich dürftiger Tracht weit und breit umhergezogen ist und als gewöhnlicher Arbeiter in die verschiedensten Porzellanfabriken sich Eingang verschafft hat, bis es ihm gelungen war, die Geheimnisse der Fabrikation überall zu erlauschen. Dann begründete er gemeinschaftlich mit seinem Bruder die hiesige Fabrik und brachte sie, durch seine mühsam erworbenen Kenntnisse, wie durch seine rastlose Thätigkeit rasch empor. Als er dieses Unternehmen gesichert sah, theilte er dem Bruder

ohne Rückhalt alle Geheimnisse mit, überließ ihm die alleinige Fortführung und begab sich von neuem auf die Wanderschaft nach Böhmen und Italien, um die Fabrikation des Glases zu erlernen. Auch dieß gelang ihm, er kehrte mit unsrer Mutter zurück, zog böhmische Arbeiter her und legte die Glashütte an, die erste ihrer Art auf dem Walde. Ohne Rücksicht auf seine schon zerrüttete Gesundheit experimentirte er unabläßig in der Hütte, um das schon Gelungene immer mehr zu vervollkommnen. Er starb im ersten Mannesalter — wie es heißt am Einathmen giftiger Dünste im Laboratorium. Seine Schöpfungen blühen bis auf diese Stunde, sie haben den Oheim zum reichsten Manne weit umher gemacht, wir aber müssen das Gnadenbrot bei ihm essen. Ich frage Dich: wo ist unser Erbtheil?"

Mit wachsender Spannung und immer größerer Beklemmung hatte Ewald seiner Schwester zugehört. „Wenn das wahr wäre! Mädchen, woher weißt Du das?"

„Das vermag ich nicht zu sagen," erwiderte Gabriele. „Den ersten Argwohn weckte ein Gespräch des Oheims mit dem Werkführer in mir. Sie rühmten die Unübertrefflichkeit ihrer Porzellanglasur, der

Werkführer sagte dann: ja das ist aber auch eine Erfindung vom sel'gen Herrn Konrad, der ruhte niemals bis er einer Sache Meister war. Das gab mir Anlaß aufzumerken und wo ich konnte nach dem Vater mich zu erkundigen. Aber der Oheim und Sophie wichen meinen Fragen stets aus. Um so beharrlicher und vorsichtiger verfolgte ich mein Ziel. Die Bruchstücke, die ich da und dort von Bekannten der Familie, in den Hütten der Arbeiter sammelte, fügten sich allmälig aneinander und Dir überlasse ich nun, unser zu Boden getretenes Recht wieder aufzurichten."

„Es kann nicht sein!" sprach Ewald. „Der Oheim, so gewissenhaft und redlich gegen Jedermann, so großmüthig und väterlich gegen uns, hätte einen solchen Schurkenstreich an uns Waisen verübt?"

„Ich habe gefunden" — versetzte Gabriele — „daß die Habsucht ein Grundzug seines Charakters ist. Wie genau rechnet er um jeden Pfennig Gewinn. Alle Fabrikherrn haben die Löhne ihrer Arbeiter der Theuerung wegen freiwillig erhöht, nur er ist nicht dazu zu bringen. Daß er in seinem Haushalt und an seiner Familie nichts spart, thut er um des Rufes willen und aus Eitelkeit. Gegen Mathilden ist er zu schwach, ihr irgend einen Wunsch zu versagen und

von der großen Schuld an uns, will er sich vielleicht auf diese Weise im Kleinen loskaufen."

„Aber bedenke" — warf Ewald ein — „daß er uns als Vormund bestellt ist, jeder Anspruch am Vermögen wäre uns ja vom Gericht gesichert worden."

„Das zu prüfen ist Deine Sache. Mein Recht lege ich in Deine Hände."

Die Aufregung, in die Ewald durch diese Mittheilungen seiner Schwester versetzt wurde, war unbeschreiblich. Er fühlte den lieben, treuen Heimathsboden unter sich wanken und schwindelte an den Abgründen, die sich um ihn aufthaten. Er rang gegen den giftigen Argwohn, er beschwor alle Bilder seiner Kindheit zum Schutz herauf: wie oft der Oheim ihn auf dem Knie hatte reiten lassen, mit ihm auf die Obstbäume geklettert war und die höchsten Birnen und Aepfel für ihn herunter geholt hatte, wie unermüdlich er mit ihm durch die Wälder gestreift war, Schmetterlinge zu fangen, Beeren zu suchen, wie er den kleinen müden Kameraden so oft Huckepack getragen und nie abgesetzt hatte, ohne ihn zärtlich zu küssen. Und diese Liebe war sich gleich geblieben bis auf diese Stunde, sie leuchtete noch jetzt aus dem gerötheten,

gefurchten Antlitz wie ehemals, wenn Ewald vom Gymnasium in den Ferien heim kam, sie konnte sich weder hinter Schelten noch hinter Spotten verbergen. Wie unaussprechlich theuer war ihm dieses Angesicht noch aus jener Zeit, als es bei einer schweren Krankheit Ewalds sich immer so besorgt und kummervoll über ihn gebeugt und von jenem spätern Tage her, als es, von Thränen überströmt, vom Todtenbette der Tante sich aufgerichtet und schluchzend an seine Brust gelehnt hatte. Dieses Antlitz sollte sich jetzt in eine heuchlerische Schurkenfratze verzerren? Es war unmöglich und Ewalds Entschluß gefaßt.

Rasch zur Wanderung gerüstet ging er hinunter, trat nicht in die Wohnstube ein, um Gabrielen ein Wort zu sagen, denn er fürchtete, daß auch Mathilde drinnen sei, sondern eilte hinaus in das Schneewetter und schritt rüstig die Straße entlang nach Süden hinab. Er wollte den Oheim im entlegenen Hammer aufsuchen, ihm seine ganze Herzensqual offenbaren, ihn bei seiner Liebe um Wahrheit beschwören. „Ich will kein Goldstück von seinem Reichthum“ — sprach er zu sich — „der einzige Schatz nach dem ich jage ist, ihn treu zu finden. Wenn er zu mir sagte: Schulden hatten wir beim Tode Deines Vaters mehr

als Ziegeln auf dem Dache; kein Buch dürfte er mir aufschlagen, ich wollte ihm jauchzend um den Hals fallen und mich glücklich preisen, nichts zu besitzen als seine Liebe. Gabriele sollte ihm beschämt den Argwohn abbitten, ihre Reue würde ihm eine Tochter, seine Verzeihung ihr einen Vater gewinnen."

So beschwichtigte er seine Angst mit Bildern der Phantasie und mühte daneben sein Gedächtniß ab, Beweise dafür zu finden, daß der Reichthum des Oheims erst in jüngerer Zeit sich angesammelt habe. Allerdings erinnerte er sich noch dunkel des Umzugs der Familie aus niedrigen Stuben in die schönen hohen Räume des neu erbauten Hauses, der Umgestaltung des großen Gras- und Obstgartens auf der südlichen, der Anlage des Vorgartens auf der nördlichen Seite. Beim Neubau der Porzellanfabrik hatte er sich schon mit seinem Freunde Steffen mehr als alle andern Jungen in verwegnem Klettern hervorgethan. Die Errichtung des Lagerhauses, des Gasthofes, der Massenmühle fiel bereits in seine Gymnasiasten-Jahre; den Stahlhammer hatte der Oheim erst vor kurzer Zeit gekauft. Eben so allmälig und eigentlich erst nach dem Heranwachsen der Kinder hatte die ursprüngliche Einfachheit der ge-

sammten Haushaltung der reichen Fülle, dem großartigeren Zuschnitt und dem modernen Luxus den Platz geräumt. Alles das bestätigte Ewalds Hoffnung und ließ Gabrielens Vermuthungen immer grundloser erscheinen. Wenn es sich aber so verhielt, wenn Gabriele sich vollständig getäuscht hatte, wenn des Vaters Versuche und Entdeckungen nie glücklicher ausgefallen waren als die des Sohnes, wenn des Oheims praktischem Talente und seinem Unternehmungsgeiste, der stets auf dem sichern Grund besonnener Berechnung baute, allein das Gelingen zu verdanken war — wie beschämt mußte da Ewald vor seinem liebreichen Wohlthäter stehn, welche Thatsachen konnte er zur eignen Entschuldigung anführen? Keine einzige und er mußte es hinnehmen, eben so thörig als undankbar zu erscheinen. Je mehr er dies überlegte, um so weniger fand er es gerathen, seinen Entschluß auszuführen und vom Oheim ohne Weiteres Rechenschaft zu fordern. Es standen ihm ja ganz andere Mittel zu Gebote als Gabrielen, unauffällige, sichre Erkundigungen einzuziehn. Freilich widerstrebte es auch seiner Geradheit, auf heimliche Kundschaft auszugehn — es war ein peinlicher Streit der Pflichten und Gefühle in ihm. Darum vertagte er

für jetzt die Entscheidung und beschloß, den Oheim aufzusuchen und ihm einige geschäftliche Fragen vorzulegen; vielleicht bot dann das Glück eine günstige Gelegenheit, die den Oheim zu freiwilliger Aufklärung vermochte.

Ohne den ungebahnten Weg zu beachten, war Ewald vorwärts geschritten. Von der großen Chaussee hatte er abbiegen und eine hoch ansteigende Waldstraße verfolgen müssen, die zu einem einsam gelegenen, aber weit umher bekannten Wirthshause führte. Es heißt der Zweiherrnhof, weil ein mächtiger und ein kleiner Staat hier an einander stoßen und die eifersüchtige Grenztheilung ihre Scheidelinie quer durch die Gebäude hindurch gezogen hat.

Es war fast Mittag geworden, als Ewald ermüdet und vom Schnee durchnäßt hier anlangte. Er gedachte, von hier aus in das enge Thal hinunter zu steigen, in welchem der Stahlhammer liegt, wollte sich aber erst ein wenig erquicken und trat darum in den Gasthof ein.

Die Wirthsfamilie war eben im Begriff ihre Mittagsmahlzeit zu beginnen. Zunächst dem gewal-

tigen Kochofen saß quer vor am Tische, die lange, hagre Gestalt des Wirthes, an dem das kurz geschorene Haar und der graue Schnurrbart, trotz der sonst bäuerlichen Tracht, den alten Soldaten verrieth. Rechts und links saßen ihm zu Seiten die übermäßig wohlbeleibte Frau und die in ihrer jugendlichen Fülle frisch anmuthige lebhafte Tochter, die eigentliche Stütze des Hauses. Das Gesinde hatte weiter nach der Thür zu Platz genommen und auf dem Tische dampfte schon das Lieblingsgericht der Gebirgsbewohner, die locker fasrigen, sonntäglichen Waldklöse, hochaufgethürmt in der Schüssel, neben der braunen Hammelkeule.

Ewald wurde freundlich bewillkommt, aufrichtig bedauert, daß er bei so schlimmem Wetter den weiten Weg gemacht habe. Die sorgliche Jane brachte ein frisches Gedeck, so vornehm als das Haus vermochte, tauschte es mit dem ihrigen und rückte letzteres einen Platz hinunter. Ewald fühlte sich behaglich erwärmt und erwies der Kochkunst seiner dienstfertigen Nachbarin alle Ehre.

Der Wirth, dessen friedlichen Namen Müller das Volk in „alter Blücher“ umgetauft, weil er als

Blücherscher Husar in den Freiheitskriegen mit gekämpft und sich rühmlich hervorgethan hatte, besaß noch zu viel soldatischen Anstand, als daß er seinen Gast während der Mahlzeit mit Fragen über den Zweck seiner Reise belästigt hätte. Erst als die Schüsseln abgeräumt waren, begann er: „mit Verlaub, Herr Reisig, Sie wollen doch nicht den Herrn Oheim im Hammer besuchen? Da haben Sie sich einen vergeblichen Weg gemacht bei dem Hundewetter. Der Herr Kommerzienrath sind heute Morgen mit meinen Füchsen in die Stadt gefahren und wollen von da per Post weiter reisen. Der Maschinenbauer hat miserable Arbeit geliefert, hat das Maß beim Triebrad nicht eingehalten, die große Welle ist gestern Abend gesprungen und der Hammer muß wieder ein paar Monate stehn. Das ist ein großes Unglück für die armen Teufel von Arbeitern; der Winter im Lande und kein Verdienst!"

Die Nachricht war allerdings eine sehr unangenehme, denn man hatte alles aufgeboten, den Anbau noch vor Beginn des Winters zu Stande zu bringen und den Hammer in Betrieb zu setzen. Zugleich wurde Ewalds eigner Plan durch die plötzliche Reise des Oheims vor der Hand vereitelt. So blieb

ihm nichts anderes übrig — da er keine Lust hatte in Mathildens Nähe zurückzukehren — als in Gesellschaft des alten Blüchers die sonntäglichen Gäste zu erwarten.

Diese stellten sich denn auch zeitig und trotz des schlechten Wetters zahlreich ein. Es waren zum Theil Waldbauern und Holzmacher, die Mehrzahl bestand aber aus „Schwarzen" das heißt den Arbeitern in den Hämmern und Eisenhüttenwerken der nächstliegenden südlichen Thäler. Ihr rauheres oft finstres und trotziges Wesen unterschied sie nicht weniger von den Glasmachern und Porzellanern, als ihre cyklopischen Körperformen. Viele von ihnen waren überdies durch eingebrannte dunkle Narben im Gesicht, durch den Verlust eines Auges oder einiger Glieder der Hand von dem furchtbaren Elemente gezeichnet, das man sich nie ungefährdet dienstbar macht.

Die Bänke um die lange Tafel, an der auch Ewald Platz genommen hatte, waren bald von den älteren Gästen besetzt. Die jungen Burschen hatten keine Ruhe, sie standen umher, scherzten und neckten sich mit den Mädchen, die nach und nach zu zweien

und dreien sich einfanden, tranken einander zu, jeder neue Ankömmling ihres Gleichen wurde ein wenig aufgezogen und bemühte sich nach Kräften es zurück zu geben, es war ein unaufhörliches Ab- und Zugehn zwischen der untern Stube und dem großen Saale im obern Stock, bis die ungeduldig erwarteten Musikanten anlangten: Trompete, Klarinette, Geige und zuletzt der unglückliche Träger des großen Basses, dem sich ein kleiner Schneehügel zwischen den Schultern und seinem Instrumente aufgehäuft hatte und der einer weißen Schnecke, die ihr Gehäus mit sich schleppt, nicht unähnlich sah. Ihnen zog alles junge Volk jubelnd und juchzend nach und es wurde endlich wieder behaglich in der untern Gaststube, das Gespräch der Männer am Tisch wieder ein allgemeineres.

Das Hauptwort pflegten sich hier der alte Blücher und sein Schwager, der Werkführer aus dem Reisig'schen Stahlhammer, streitig zu machen. Die Schwäger vertrugen sich niemals gut miteinander. Der alte Blücher war noch durch und durch Soldat, erfüllt von den Erinnerungen an die große Zeit der Befreiung Deutschlands. Er sprach nie von seinen eignen Thaten, obwohl das eiserne Kreuz, ein

östreichischer und ein russischer Orden seine Brust schmückten wenn er zur Kirche ging, und obwohl bekannt war, daß er zwei Mal die Beförderung zum Offizier aus Bescheidenheit abgelehnt hatte, weil er gemeint, er sei wohl kein schlechter Wachtmeister, habe aber nicht Kenntnisse genug, ein tüchtiger Offizier zu werden. Für seinen König wäre er heut' noch in den Tod gegangen und kein Mensch leistete den Befehlen jeder Obrigkeit pünktlichern und willigern Gehorsam als er. Aber den gleichen unbedingten Gehorsam forderte er in seinem Hause von Frau und Tochter, Knecht und Magd, so freundlich er sie übrigens behandelte, und selbst von seinen Gästen duldete er nichts was gegen das Gesetz oder den Wohlanstand verstieß. Manchem kräftigen Burschen hatte er schon den Uebermuth gründlich ausgetrieben. Er brauchte sich auch aus dem Besuche seines Gasthofes nichts zu machen, denn er war durch einen ausgebreiteten Holzhandel zum wohlhabenden Manne geworden. Nur eins erregte seinem ehrlichen, loyalen Herzen immer neuen Mißmuth: daß er, der ganz und gar königlich gesinnt war, zween Herren dienen mußte, da der eine Theil seines Hauses auf herzoglichem Gebiete stand. Ging doch ein gewaltiger

Grenzstrich der Länge nach durch seinen Tanzsaal und doppelte Polizei-Mandate, Steuerzahlungen, Visitationen und Citationen erinnerten ihn fast täglich an seine doppelten Pflichten. Er hatte schon in seiner Einfalt eine namhafte Summe geboten, wenn man die Grenzlinie nur ein klein wenig hinten herum im Bogen führen wollte, daß sein Besitzthum unter dem lastenden Schlagbaume hervor ganz und gar in das königliche Gebiet einrücken könne und hatte dafür im herzoglichen Amte zu Hirschbach einen tüchtigen Verweis erhalten. Um so empfindlicher traf es ihn, wenn sein Schwager bei ihren Streitigkeiten diesen wunden Fleck spöttisch berührte.

Der Werkführer Starkloff bot schon in seiner kurzen, gedrungenen Gestalt und seinem finster trotzigen Gesicht einen schroffen Gegensatz zu seinem Schwager. Er war tüchtig und zuverlässig in seinem Geschäft, aber hochfahrend und in seiner Selbstüberschätzung unleidig. Verwittwet und kinderlos kannte er nichts wichtigeres auf der Welt als den Betrieb in seinem Hammer. Wenn er mit seinen rußigen Gesellen die rothglühende viele Centner schwere Eisenscheibe — den Deel — auf dem gewaltigen Ambos herüber und hinüber schob, daß der Riesenkopf des

Hammers immer die rechte Stelle traf und die sengenden Eisensplitter hoch umher stoben, wenn er das Rauschen und Sausen, das Pochen und Dröhnen mit seiner Befehlshaber-Stimme übertönte, dünkte er sich gewaltiger als ein Kaiser und König. Daher imponirte ihm auch keine Autorität, vielmehr hielt er sich für klüger als irgend ein Anderer und würde sich kaum verwundert haben, wenn unser Herrgott eines Tags zu ihm gesagt hätte: „Starkloff thu' mir den Gefallen, nimm die verbogne Welt ein wenig auf Deinen Ambos und hämmre sie mir wieder zurecht!" Nur die Faulheit des früheren Hammerbesitzers und der kaltblütige Humor des Kommerzienraths vermochten einen so dünkelhaft eigenwilligen Werkmeister, trotz seiner Tüchtigkeit, zu ertragen. Wahrscheinlich war dabei der Umstand noch von Einfluß, daß Starkloff im Geschäft halb invalid geworden war. Er hatte den linken Unterarm eingebüßt und trug statt dessen einen eisernen Haken am Stummel befestigt, den er allerdings ganz rüstig und geschickt zu handhaben verstand.

Man kann sich wohl vorstellen, daß die Grundverschiedenheit der beiden Schwäger zu fortwährenden Streite Veranlassung gab und da Starkloff

gegen die größere Kaltblütigkeit und Welterfahrung seines Schwagers regelmäßig den Kürzeren zog, würde er längst schon den Zweiherrnhof gemieden haben, wenn ihn nicht eine väterliche Zuneigung zu seiner Nichte, der muntern Jane, immer wieder hingezogen hätte. Hier stimmten die beiden Widersacher ein Mal überein und dieß verhinderte immer den offnen Bruch zwischen ihnen.

Heute war Starkloff, wegen des Unfalls im Hammer, doppelt unzufrieden mit der ganzen Welt. Er wetterte über die Schläfrigkeit und Schwäche der Gerichte, daß sie einen so schurkischen Maschinen-Fabrikanten nicht gleich zu Galgen und Rad verurtheilten. „Aber woher kommt das ganze Unheil? Weil so ein Geldsack, der sein Lebtag nichts gelernt hat, als Porzellanfigürchen drehn und Glaskugeln blasen, alles besser verstehn will als unser eins. Da soll unser altes Schaufelrad nichts mehr taugen, ein neumodisches Sternrad muß es sein und wie das Wunderding ankommt, kann's nichts weiter als die Welle zerbrechen — nun sitzt der Karren im Dreck. Den ganzen Sommer Neubau, daß die Leute ihr bischen Erspartes zugesetzt haben und jetzt im Winter können sie hungern."

Der alte Blücher bemerkte ihm, daß der junge Herr Reisig mit am Tische sitze und Ewald versicherte, sein Oheim werde gewiß für die Arbeiter Sorge tragen.

Auf Starkloff machte das aber keinen Eindruck. „Ich hab's dem Herrn Kommerzienrath vorher gesagt“ — fuhr er fort — „wie es kommen wird, jetzt ist's nur seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, daß er uns nicht im Stiche läßt.“

„Da möchte ich wohl wissen“ — warf der alte Blücher ein — „wer den Herrn Kommerzienrath dazu zwingen wollte, wenn er's nicht aus christlicher Barmherzigkeit thut. Wenn er heute zu euch Allen sagte: geht eurer Wege, ich will andre Arbeiter haben, oder gar keine mehr! ihr müßtet eben euer Bündel schnüren und anderswo ein Unterkommen suchen. Einem Dienstboten muß ich wohl Kost und Lohn verabreichen so lange ich ihn gedingt habe, gleichviel ob ich seiner noch benöthigt bin oder nicht, aber der Fabrikherr kann seine Arbeiter ablohnen, wann er Lust hat.“

Die Uebrigen am Tische pflichteten dem bei und da Starkloff selbst wußte, daß sein Schwager wieder Recht hatte, wurde er um so heftiger und rief: „das

ist eben die Ungerechtigkeit, daß der Arbeiter schlechter dran ist als ein Knecht!“

„Dafür darf der Arbeiter auch jede Stunde seiner Wege gehn, wenn's ihm nicht mehr gefällt und das kann der Knecht nicht,“ versetzte der Wirth gelassen. „Daran läßt sich nichts ändern, denn die Sache bringt's so mit sich. Aber ich wüßte nicht, daß sich die Arbeiter schlecht dabei ständen. Wenn sie ihr Geschäft verstehn, bleiben sie ihr Lebelang auf einem Werke und die Herren wünschen sich's nicht besser; mit einem Knechte hält man's aber selten länger als ein paar Jahre aus.“

„Ja das klingt ganz hübsch,“ entgegnete Starkloff, „trifft aber nur so lange als das Glück gut ist. Wenn die Fabrikation stockt, oder wenn der Arbeiter invalid wird oder krank oder das Alter kommt, da pfeift der Hunger aus allen Ecken. Er mag's versuchen und Weib und Kind betteln schicken zum Herrn, für den er sich zu Schanden gerichtet hat. Der sitzt warm und jagt die Bettler von der Thür.“

Ewald hielt es nun für an der Zeit mit einer seiner Lieblingsideen hervor zu treten und pries die Vortheile der Unterstützungskassen für alle Nothfälle.

Die Anwesenden hörten aufmerksam zu, gaben auch hie und da ihre Zustimmung zu erkennen, nur in Starkloffs Mienen drückte sich das Gefühl der Ueberlegenheit deutlich aus. Er hakte sich erst das Licht heran und setzte seine Pfeife wieder in Brand, dann wandte er sich an den jungen Mann und sagte: „nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Reisig, aber aus den Kassengeschichten kann nichts werden. Woher soll das Geld in die Kassen? doch wohl von unsrem Verdienst. Das kommt mir vor, als wenn Einer im Sommer nichts essen wollte, damit er im Winter zu leben habe. Sie meinen's gewiß recht gut mit den Arbeitern, aber Sie sollten's ein Mal versuchen mit Weib und Kind von unserm Lohn zu leben. Da ist ein Familienvater schon froh, wenn er sich von Woche zu Woche durchschlägt und kann er ja ein Mal ein paar Groschen sich abdarben, thut er's für sich und die Seinigen, um einen Nothpfennig zu haben, vielleicht ein Stückchen Land zu kaufen, auf dem er Kartoffeln bauen kann, aber er wird kein Narr sein und die saure Ersparniß in die Kasse werfen, zu der er nicht den Schlüssel hat und Andern damit helfen zu lassen, ohne zu wissen, ob ihm auch ein Mal geholfen werden kann. Man muß es erlebt und mit

durchgemacht haben, wenn auf ein Mal das ganze Fabrikwesen stockt, da würde es nach acht Tagen in ihrer Hülfskasse aussehn wie in einem leeren Hundestall."

Ewald kannte die Verhältnisse zu gut, als daß er nicht die treffende Wahrheit, die in der rauhen Erwiderung lag, gefühlt hätte. Um so mehr fühlte er sich gedrungen, den Streit auszufechten und selbst mit Hintansetzung aller persönlichen Rücksichten, sein System gegen den Vorwurf der Unausführbarkeit zu vertheidigen.

„Sie hätten wohl Recht, Herr Starkloff" — begann er — „wenn Alles so bleiben könnte wie es jetzt ist. Aber der klägliche Zustand muß und wird ein Ende nehmen. Der Kapitalist mag immerhin sein Geld irgend einer fremden Unternehmung anvertraun, die er für sicher hält und von den fest bedungenen Zinsen leben; das wird ihm kein wohldenkender Mann streitig machen. Wer aber selbstthätig ein Unternehmen begründet oder übernimmt und dazu, außer seinem Geld und seinem Kopfe, die geistige und körperliche Arbeit Anderer bedarf, die nicht minder nothwendig ist, der soll diesen nicht nur

einen kümmerlichen Lohn, sondern auch einen bescheidnen Antheil an dem reichen Gewinne gönnen, denn sie strengen Scharfsinn und Geschicklichkeit nicht weniger an und setzen größere Güter ein als er selbst: Gesundheit und Leben. Dieser Antheil am Gewinn ist unabhängig von dem Tagelohn, der nur für den Unterhalt des Tages eben ausreicht. Als gemeinsame Frucht gemeinsamer Anstrengung und Gefahr kann er nicht für den Einzelnen berechnet werden, sondern kommt den Arbeitern insgesammt zu und darum soll aus ihm der Stock gebildet werden, auf dem jeder Einzelne Anspruch hat, wenn er in Noth geräth."

Diese Auseinandersetzung regte alle Zuhörer in hohem Grade auf. Die finstern Gesichter der Hammerleute erhellten sich, sie sprachen ihre Zustimmung lebhaft aus und selbst Starkloff fühlte sich befriedigt: „ja wenn Sie das so verstehn, lass' ich mir's gefallen! Wenn alle Fabrikherrn darauf eingingen, könnte schon viel Elend gelindert werden. Bringen Sie nur Ihren Oheim dahin, daß er mit einem guten Beispiel vorangeht. Er wird's nicht bereuen, man weiß nicht, was für schwere Zeiten kommen!"

Der alte Blücher war der einzige, der bedenklich den Kopf schüttelte, aber der Respekt vor seinem vornehmen Gaste schloß ihm den Mund; er ging hinauf, um ein Mal oben im Tanzsaale nachzusehn, ob alles hübsch ordentlich zuginge. Die übrige Tischgesellschaft wurde so munter wie lange nicht und Ewald ließ sich die ehrerbietige, dankbare Anerkennung, die ihm von allen Seiten dargebracht wurde gern gefallen. Als aber nach geraumer Zeit der Stoff des allgemeinen Gesprächs erschöpft war und die separaten Unterhaltungen über die kleinen Tages- und Familienereignisse der Nachbarschaft wieder begannen, begab sich Ewald gleichfalls in den Tanzsaal hinauf.

Da ging es flott zu. Die Musik hatte anfangs redlich das Ihrige gethan, die Tanzlust zu befeuern und beschränkte sich jetzt auf eine genügsam nothdürftige Begleitung des unermüdlichen Trappens, Scharrens und Schleifens, gerade so wie das halbe Dutzend Lichter auf dem blinden Glaskronleuchter mitten im Staub und Tabaksdampf nur noch trübe und schläfrig brannte. Die Paare walzten und galoppirten aber unverdrossen über die schwarze Grenzlinie auf dem Fußboden aus dem Königlichen

in das Herzogliche und aus dem Herzoglichen wieder in das Königliche.

Hier war der lange Steffen Vortänzer, Witzbold, Hahn im Korbe, er beglückte bald die bald jene mit seiner Wahl, so oft es aber anging holte er sich die stattliche Jane hinter dem Schenktisch hervor. Als er sich jetzt eben mit ihr drehte, bemerkte er Ewald und flugs war er bei ihm, bot ihm seine beschämt erröthende Tänzerin und weckte, als Ewald sich gern anschickte der Einladung zu folgen, die traumselige Musik aus ihrem hinduselnden Walzer mit Löwenstimme zu einem verzweifelten Galopp auf.

Wohl oder übel mußte nun Ewald fast mit allen Mädchen der Reihe nach tanzen, denn unaufhörlich wurden ihm andre zugeführt, hübsch und häßlich, groß und klein, plump und behend und unter zwei Mal im Saal herum ging es bei Keiner ab. Mit Mühe rettete er sich endlich in eine Ecke hinter dem Schenktische und ließ sich von Janen ein Glas heißen Grog reichen. „Ich sollte mich wohl zu Tode tanzen?“ redete er den herantretenden Steffen an und bot ihm sein Glas.

„Ei nichts für ungut!“ erwiderte Steffen, „Sie haben's ja gestern bewiesen, daß Ihre Lunge noch

was andres aushält. Mit der Jane allein hätten Sie doch nicht tanzen dürfen, die wäre sonst zu stolz gegen unsereinen geworden; sehen Sie, mich schaut sie schon nicht mehr an. Nun, auf Ihr Wohl, Herr Ewald!“ Als er ihm das Glas zurückgab, setzte er leise hinzu: „die Schwarzen haben Sie jetzt auch im Sack, jung und alt; das ist eine Nation, die hat starke Knochen und fürchtet sich nicht vor'm Feuer. Auf die Glasmacher verlassen Sie sich nicht, die tragen auf beiden Achseln, aber für die Porzellaner steh' ich Ihnen!“

Ewald fragte ihn erstaunt, was er damit meine, Steffen nickte aber verschmitzt lächelnd, flüsterte nur noch auf den alten Blücher deutend: „vor dem nehmen Sie sich in Acht!“ und drängte sich dann in die Menge.

Es wurde Ewald unheimlich zu Muthe. Sollten ihn die Leute wirklich so falsch verstehn, daß sie dächten, er wollte einen Arbeiter-Krawall anzetteln gegen die Fabrikherrn, gegen seinen eignen Oheim? Das wäre ja der tollste Aberwitz und die schändlichste Niederträchtigkeit! Ewald beschloß, jede Gelegenheit zu benutzen, ihnen einen solchen Wahn zu benehmen und sie über seine höheren Bestrebungen für das ge-

sammte Vaterland, wie über die friedlichen, gesetzlichen Mittel, die allein zur Besserung ihres Nothstandes führen konnten, aufzuklären. Jetzt waren freilich die Köpfe schon zu erhitzt, als daß er den Zeitpunkt für geeignet hätte halten können; er entfernte sich daher still und begab sich allein auf den Heimweg.

Der Sturm hatte sich schon längst gelegt, der Schnee die Gräben und Vertiefungen ausgefüllt, so daß die bahnlose Straße nur an den Pfählen und dünnen Baumstämmchen zu beiden Seiten erkennbar war. Eine Zeit lang tönte noch Musik und Lärmen hinter Ewald her. Als das für sein Ohr verklungen war, herrschte ringsum ein Todesschweigen, er hörte keinen Schall von seinen eignen Tritten, der Wald stand wie eine schwarze Mauer lautlos vor ihm. Unwillkürlich drehte er sich noch ein Mal um. Ueber der ansteigenden, unterschiedslos weißen Fläche schimmerten auf der schon entfernten Höhe die matt erleuchteten Fenster des Zweiherrnhofes, ohne daß noch irgend etwas andres von dem Gebäude zu erkennen gewesen wäre, wie eine seltsame Lufterscheinung am dunklen Nachthimmel. Ein leiser Schauder überrieselte den jungen Mann, dem Furcht sonst fremd

war, in dieser athemlosen Einsamkeit, mechanisch faßte er den derben Zwingenstock schlagfertiger, als er, seinem Wege folgend, jetzt in die Finsterniß des Waldes trat.

Wie anders, dachte er, werden Jene, aus deren Mitte ich mich fortgeschlichen habe, in Kurzem dieselbe Straße ziehn, truppweise plaudernd und lachend oder zärtlich gepaart; für sie giebts diese Einsamkeit nicht oder wie erwünscht ist sie Ihnen. Heute haben sie ja Sorgen, Noth und Dienstbarkeit vergessen. Wie kummerschwer und angstbeklommen wandre ich allein in der Nacht! Meine Liebe ist betrogen, mein kindliches Vertrauen vergiftet, vielleicht nur noch wenige Tage und ich muß dem Hause, das meine Heimath ist, für immer den Rücken wenden und mit der Einzigen die mir treu verbunden bleibt, in die freundlose Welt hinaus. Wohin aber dann? was mit ihr, was für sie beginnen? Ich bin berufen, ihr Schützer und Erhalter zu sein — wie soll ich dieser heil'gen Pflicht genügen?

Er quälte sich umsonst, einen Plan zu ersinnen, der ihm und seiner Schwester Hülfe versprochen hätte; es wurde so trostlos finster und öde in ihm wie um ihn her, alle seine Hoffnungen, die er heute

Morgen noch gläubig genährt hatte, erschienen ihm jetzt als Selbstverblendung und Gabrielens Argwohn gewann immer größere Macht über ihn. Ich will wenigstens der feigen Scheu absagen, beschloß er, und jedes Mittel ergreifen, mir volle Klarheit und Gewißheit zu verschaffen. Der Knabe mag nehmen was man ihm giebt und sich daran genügen lassen, ohne weiter zu fragen, der Mann soll wissen was ihm zukommt und sein Recht furchtlos von Jedem fordern.

Dieser Entschluß verlieh ihm neue Stärke und indem er den Mitteln nachsann ihn auszuführen, wurde sein Geist von den qualvollen Grübeleien des Liebesschmerzes abgezogen. Er ging absichtlich langsam und kam erst zu Hause an, als die übrigen Bewohner sich bereits zu Ruhe begeben hatten.

Ein Brief des Oheims, worin dieser ihm den Unfall im Hammer und die unbestimmte Dauer der Reise anzeigte und vielerlei in Bezug auf die Hütte und Fabrik vorschrieb, gab ihm den erwünschten Vorwand, sich von den gemeinschaftlichen Malzeiten mit Schwester und Base los zu machen, zeitiger zu frühstücken, Mittags und Abends unregelmäßig nach Hause zu kommen und so Mathilden zu vermeiden.

Gabriele unterstützte ihn darin und entschädigte sich dadurch, daß sie jede Stunde, in der er heimisch war, benutzte, ihn auf seinem Zimmer zu besuchen.

Mathilden entging natürlich dieses Benehmen nicht, doch sie hielt es anfangs für keine tiefere Verstimmung und jenen Streit zwischen ihnen für nicht bedeutender als manchen frühern, ihr eigner Zorn hatte nicht über die nächste Nacht gewährt. Die phantastischen Grillen ihres Vetters waren ihr zwar unleidlich, doch wußte sie, daß sie aus einer reinen und hohen Gesinnung entsprangen. Darum gerade kränkte und reizte sein ungerechtes Aburtheilen über den sittlichen Werth Andrer doppelt und verdiente die heftige Abfertigung. Also kam es doch dem Angreifer zu, um Frieden und Verzeihung zu bitten. Als ein Tag um den andern verging und Ewald noch wie vor unsichtbar blieb, Gabriele dies Benehmen offenbar billigte, begann Mathilde über den Trotz unmuthig zu werden, daneben aber auch hie und da nach zu sinnen, ob sie ihren Vetter tiefer gekränkt, als sie gewollt und bisher gedacht. Sie war selbst zu frei und unbefangen geblieben, als daß sie bei einem ihrer Verehrer, den Assessor nicht ausgenommen, eine tiefere

Neigung vermuthet, am allerwenigsten bei Ewald, den sie bisher wie einen Bruder betrachtet und dessen Benehmen gegen sie einer Bewerbung um Gunst nie ähnlich gesehn hatte. Jetzt drängten sich ihr allerdings mitunter andere Gedanken auf.

Zum Glück für ihre gute Laune, die sonst sicherlich von den geschraubten Verhältnissen zu Hause beeinträchtigt worden wäre, hatte sich der Himmel wieder aufgeklärt und forderte mit hellem Sonnenschein zur Benutzung der trefflichen Schneebahn auf. Mathilde kannte von jeher keine lustigere Musik als das Schellengeklingel rascher Pferde und es währte nicht lange, so war Emma da und holte sie in einem allerliebsten neuen Schlitten nach Hirschbach ab. Nächsten Tages fanden sich schon Kaffeegäste auf dem hohen Hause ein, darunter natürlich der Assessor, der keine Spur von Unmuth merken ließ, und man verabredete eine große Fahrt nach dem fröhlichen Mann.

Der Sammelplatz war vor dem hohen Hause, weil man von da aus erst einen großen Umweg machen und auf breiten Forstalleen durch den weiß bedufteten Wald hinjagen wollte. Das hatten we-

nigstens die jungen Leute beschlossen; die ältern Herrschaften begaben sich auf dem geradesten Wege nach ihrem Ziele.

Dem Assessor war das Glück zu Theil geworden, Mathildens Begleitung zu erhalten und er strengte alle Kräfte an, Pracht und Ansehn zu entfalten. Den schönsten Schlitten trieb er auf, weiß und vergoldet, mit einer Tigerdecke, die großen Füchse trugen bunte Federbüsche auf den Köpfen, der Kutscher saß in lackirtem Hute und weißen Handschuhen auf dem Bocke, ein Groom in neuer Livree mit gewaltiger Hetzpeitsche auf der Pritsche, der Assessor in stattlichem Pelze stolz auf den rothen Kissen, ein Gensdarmes mit Schleppsäbel ritt vor. Mathilde verzog den Mund über diesen pompösen Aufzug und hätte gern mit Gabrielen getauscht, als deren Kavalier der Forstgehilfe in einem leichten Korbschlittchen, aber mit zwei feurigen Rappen, die er selbst meisterlich lenkte, angesaust kam. Aus Hirschbach langten der Accessist Hilbert mit Emma im Schlitten seines Chefs, außerdem noch einige junge Honorationen-Paare an. Endlich erschienen auch hinter dem vierspännigen Musikschlitten die übrigen Theilnehmer aus der Stadt und so konnte

sich der Zug unter polizeilichem Vorritte, nach der Musik, den Assessor an der Spitze, endlich in Bewegung setzen. Ein paar schmucke Husarenoffiziere, die aus ihrer entfernteren Garnison in die Stadt zu Besuch gekommen waren, hatten sich angeschlossen und galoppirten auf ihren prächtigen Pferden neben dem ersten Schlitten, nicht gerade zur Freude des Assessors. Mathilde, von der neuen Bekanntschaft, wie von den Klängen der Musik, der raschen Fahrt, dem Schellenklingeln und Peitschenknallen angeregt, sah in dem Hut mit den schwarzen wehenden Federn und in dem dunkeln Pelzwerk ihres Mantels unvergleichlich schön aus und bezauberte ihre neuen Begleiter eben so sehr durch heitre Liebenswürdigkeit.

Als der lustige Zug im Walde verschwunden war, trat Ewald von seinem Fenster zurück, hinter dem er als sehr ungünstiger Zuschauer gestanden hatte und sprach bitter lächelnd: „wieder ein paar Mücken, die sich die schillernden Flügel versengen wollen! Sie mögen auch erfahren, welchen Werth dies Lächeln und Winken hat — doch sie verlangen's wohl gar nicht besser, sie sehn mir gerade aus, als

wüßten sie mit gleicher Münze zu bezahlen. Was kümmert's mich?"

Ewald hatte so viel zu thun, daß er die Arbeit kaum bewältigen konnte. Die Porzellanfabrik, nahm viel mehr Zeit in Anspruch als die Glashütte und da des Oheims Zurückkunft sich bis in die dritte Woche hinein verzögerte, mußte er wichtige technische Anordnungen und kaufmännische Dispositionen auf seine Verantwortung selbständig unternehmen. Nur selten bot sich Gelegenheit zu einer Erkundigung über seinen Vater, er ließ keine unbenutzt und was er so beiläufig erfuhr, bestätigte Gabrielens Mittheilungen; zu weitern Aufschlüssen konnte er jedoch nicht gelangen.

Endlich kam der Kommerzienrath zurück. Er war sehr verstimmt über das Mißlingen seines Lieblingsplanes, denn die neue von ihm ausgesonnene Einrichtung des Hammers bewährte sich nicht, es mußte rasch zu einer nothdürftigen Wiederherstellung nach dem alten Systeme geschritten werden, wenn nicht das Werk den ganzen Winter hindurch still stehen sollte. Viel Zeit und Geld war verloren, es mangelte nicht an bedeutenden Bestellungen, doch

fragte sich's, ob man deren Ausführung ermöglichen konnte.

Der Förderung der Arbeiten in den andern Geschäften mußte Reisig vollen Beifall schenken, hingegen fand er Ewalds kaufmännische Dispositionen zu gewagt und die Sorge wegen des Gelingens derselben vermehrte seine Verstimmung. Er verkannte zwar nicht, daß Ewald in einer schwierigen Lage, nur auf sich selbst angewiesen, Umsicht, Scharfsinn und Unternehmungsgeist an den Tag gelegt hatte, er selbst würde vielleicht nicht anders gehandelt haben, aber es war ihm peinlich, gerade jetzt auch hier so viel auf's Spiel zu setzen und doch mußte er dem Begonnenen freien Lauf lassen, wenn er nicht die eingegangenen Verpflichtungen mit beträchtlichem Verluste lösen und auf einen möglichen großen Gewinn verzichten wollte. So konnte er seinem Neffen nicht geradezu Vorwürfe machen, bewies sich aber kälter und unmuthiger als sonst.

Ewald fand hierin eine unverdiente Kränkung und dachte nicht mehr daran, seinem Oheim mit vertrauensvoller Offenheit sich zu entdecken. Er wendete seine Thätigkeit ausschließlich der Glashütte zu

und weil der Aufenthalt im Hause ihm jetzt durch das gespannte Verhältniß zu dem Oheim wie durch die häufigen Besuche, in denen die fremden Offiziere mit den hiesigen jungen Herren wetteiferten, vollends verleidet worden, begann er das Stübchen in dem er mit Nepomuk das praktische Exercitium getrieben, etwas wohnlicher für sich herrichten zu lassen.

Kisten und Kasten, Gläser, Büchsen, Tiegel und Retorten wurden fortgeschafft, an die Stelle des alten offnen Heerdes ein zweckmäßiger eiserner Ofen gesetzt, Schreibtisch, Sopha und Stühle gleich dem Fußboden tüchtig gesäubert — die alte Sophie beaufsichtigte das Geschäft in eigner Person — Vorhänge aufgesteckt, eine Lampe herbeigeschafft.

„Nun können wir wohl Abschied von einander nehmen?“ fragte die Alte spöttisch. „Soll ich etwa auch Dein Bett hertragen lassen?“

Sie wurde durch Ewalds Verneinung nicht besänftigt, sondern fuhr höchst ärgerlich fort: „Du brauchst Dir auch nicht einzubilden, daß ich das zugäbe; Dein schönes saubres Bett in den Rußofen hier, das fehlte nur noch! Und die räuchrige Rumpel-

kammer mit dem einen Schiebfensterchen, das in's finstre Loch hinunter guckt, gefällt Dir also besser, als Dein großes helles Zimmer, wo ein Graf drin wohnen könnte? Kommst des Mittags und Abends nicht mehr heim, daß ich Dir das Essen zehn Mal umsonst warm stellen muß; sitzest bis Mitternacht in den Schenken auf und machst Dich mit dem Arbeitervolk gemein und willst jetzt obendrein mit Haut und Haar ein Glasmacher werden. Sag' mir um's Himmels willen was Dir in den Sinn gefahren ist?"

Ewald nahm die Vorwürfe gelassen hin, ergriff die rauhen Hände der treuen Alten und sah ihr freundlich in die Augen: „Schilt mich nicht gar so arg, liebe Sophie, ich bin bekümmerter als Du denkst. Freilich ist es hier nicht so prächtig als auf dem hohen Hause, aber dafür bin ich auch Keinem hier überlästig oder im Wege. Die Leute haben mich lieb, weil sie wissen, daß ich ein Herz für sie habe und ihren Stand ehre. Ist's da nicht natürlich, daß ich mich in ihrem Kreise wohler fühle, als unter dem geputzten eitlen Volk, das mich gering schätzt, weil ich weder Geld noch einen Titel habe? Dort dulden sie mich höchstens als den Neffen des

reichen Kommerzienraths, hier weiß ich, daß ich meinen Platz mit Ehren behaupte."

„Hat man je so was erlebt?" rief Sophie und schlug die Hände zusammen. „Wem bist Du denn zu Haus im Wege, wohl der Gabriele und mir? oder etwa dem Herrn Kommerzienrath, dem Du von jeher sein einer Augapfel warst und der Dich jetzt gar in Gold fassen möchte? Ich weiß aber schon, wo der Has' im Pfeffer liegt: mit der Mathilde hast Du wieder was vorgehabt und die Gabriele schürt den Unfrieden nach Herzenslust, weil sie eifersüchtig ist. Denk' nur nicht, daß Du mich blind machen kannst. Dir ist der hochnäsige Assessor ein Dorn im Auge und die beiden Husaren haben Dich vertrieben. Schäm' Dich, daß Du nicht die Courage hast, es mit den Schnürpuppen aufzunehmen, die nichts weiter zu sagen wissen, als alle Minuten ein halb Dutzend Mal „meine Gnädige" und „auf Ehre." Gestern kam der dürrste in die Küche, weil er mich nicht sah, und kneipte gleich der Lisbeth in die Backen, den hab' ich aber mit dem Kochlöffel hinausgejagt, daß er über seine Sporen gestolpert ist. Die Mathilde hat was gelacht, als ich's ihr erzählte — und Du solltest Dir ein Beispiel dran nehmen!"

„Laß gut sein, Sophie!“ entgegnete Ewald bitter. „Du magst mit Deinem Kochlöffel scheuchen so viel Du willst, die Fliegen haben den Zucker gekostet und kommen wieder. Ich aber habe den Geschmack daran verloren, weil mir der Fliegen zu viele waren. Werde nicht bös, mein Altchen, ich weiß, wen Du ein Mal in Dein treues Herz geschlossen hast, der sitzt so unanfechtbar darin wie in Abrahams Schoos. Ich weiß das ja von mir selber, weil ich Deine Liebe durch meine dummen Streiche schon so oft auf die Probe gestellt habe. Ich wollte Dir auch nur klar machen, daß es mit mir und Mathilden für immer aus ist — wenn es anders ein Mal einen Anfang genommen hatte. Wie es aber zwischen mir und dem Oheim enden wird, das ist noch eine ungelöste Frage und ich fürchte mich fast, darüber in's Klare zu kommen. Ich weiß, was wir Geschwister ihm zu danken haben, ich glaube auch, daß sein Herz mir geneigt ist, aber der Durst nach Gold ist ein verzehrendes Feuer, in dem Gewissenhaftigkeit und Rechtsgefühl oft bis zur todten Schlacke ausbrennt. Dir hat schon die Tante das Geheimste anvertraut, Deinem scharfen Blicke ist nichts in der Familie verborgen geblieben — schau' mich an mit Deinen ehrlichen

Augen und sage mir ohne Rückhalt: ist nicht den Kindern meines Vaters ihr Recht verkürzt worden?"

In der Alten ging eine Bewegung vor, die sie nicht bemeistern konnte, sie zitterte und schlug die Augen vor Ewalds durchdringendem Blicke nieder. Endlich hob sie an: „wer hat Dich auf die bösen Gedanken gebracht? Doch da brauche ich gar nicht zu fragen, es schwante mir schon lange. Ewald Du weißt wie treu ichs mit Dir meine, darum höre auf mich! Dein Vater war von Grund aus brav wie Du, aber er hatte kein Zutrauen zu den Menschen und schloß alles in sich ein, was ihn drückte — freilich hatte er auch Manches auf dem Herzen. Dein Vater ist todt-unglücklich geworden durch falschen Argwohn; Gott verhüt' es, daß Du nicht auch so wirst! Frag' mich nicht weiter, denn ich sage Dir nichts. Dein Oheim ist der rechtschaffenste Mann von der Welt, der an euch Beiden gehandelt hat, wie ein leiblicher Vater. Daran halte fest und jage Dir und der Gabriele die argen Gedanken aus dem Kopfe!"

Sophie nahm ihren Mantel um und schickte sich an zu gehen. Ewald bestürmte sie umsonst, ihm

näheren Aufschluß zu geben, sie blieb unerbittlich, an der Thüre drehte sie sich aber noch ein Mal um und sagte warnend: „laß ab und forsche nicht weiter, wenn Dir Deine Ruhe lieb ist!“

Das Gespräch mit Sophie hatte nur Oel in's Feuer gegossen, Ewald wurde um so begieriger, sich Aufklärung zu verschaffen. Er ging in Gedanken die Reihe der ihm bekannten Arbeiter durch und sann nach, an welchen er sich wohl wenden könnte. Aus der Zeit seines Vaters waren nur noch wenige da. Dem Werkführer in der Fabrik traute er nicht, der betrachtete ihn als einen gefährlichen Nebenbuhler in der Gunst des Herrn; der Hüttenmeister war zu stumpf geworden und ängstete sich in einem fort, daß ihm sein Gnadenbrod entzogen werden könnte; aber der alte Nepomuk, auf den ließ sich hoffen. Er war wohl schlau und mochte es mit Keinem verderben, von dem sein Vortheil abhing, doch gerade das ließ sich benutzen; überdies hatte er sich stets anhänglich gegen Ewald bewiesen. Es kam nur darauf an, eine günstige Gelegenheit zur Anknüpfung zu finden und der Zufall bot sie.

Ewald hatte an einem der nächsten Abende, als die Arbeiter nach vollbrachtem Tagewerke schon fort-

gegangen waren, sich in sein Stübchen zurückgezogen, zum ersten Male die Studirlampe angebrannt und ein Werk über Chemie vorgenommen. Er saß, in sein Studium vertieft, an dem alten Schreibtische und hörte nicht, daß die Thüre geöffnet wurde. Nepomuk war es, er blieb aber wie gelähmt stehen, murmelte „Jesus Maria!" und bekreuzte sich. „Was habt Ihr denn, Muckerl?" rief ihm Ewald zu.

„Sind Sie's wirklich?" entgegnete der Alte Athem schöpfend, „dacht' ich doch, seliger Herr Vater wär's, hab' ihn oft gerad' so da am Tisch gesehn, wenn er studirte bis tief in die Nacht. Jesus Maria, ist mir Schreck in alle Glieder geschlagen!"

Ewald ließ Nepomuk auf dem Sopha Platz nehmen, setzte sich neben ihn und hielt das Gespräch am erwünschten Gegenstande fest.

Der Alte war in Folge seiner Aufregung sehr mittheilsam; er erzählte von seiner ersten Bekanntschaft mit Konrad Reisig in einer böhmischen Glashütte, wie er dann später mit andern Böhmen hierher berufen, mit ihrer Hülfe die Hütte erbaut und in Gang gebracht worden sei. Ewald fragte, ob sich denn sein Vater nicht auch mit der Porzellan-

Fabrik befaßt habe? Nepomuk erwiderte, daß ja Herr Konrad alle Geheimnisse der Masse, wie der Glasurbereitung, des Brennens und Malens entdeckt, später aber alles dem Herrn Gottfried überlassen und auch nach seiner Zurückkunft aus Böhmen und Italien vorzugsweise der Glasbereitung seine Thätigkeit gewidmet habe. Beide Werke wären von den Brüdern gemeinschaftlich betrieben worden, Konrad hätte die technische, Gottfried die kaufmännische Leitung gehabt.

„Vertrugen sie sich denn immer?“ fragte Ewald.

Nepomuk zuckte die Achseln und meinte: „wie das so geht bei groß Geschäft mit zwei Köpfen, Fabrik brachte viel Geld ein, Hütte brauchte viel. Tafelgläser gingen bald gut, sehr gut, aber Herr Vater seliger hatte nie Ruh' — will sagen hatte immer große Plän' im Kopf, studirte, laborirte Tag und Nacht, bis seine ganze Lunge war hin. Herr Kommerzienrath wollt' immer nix wissen von neue Erfindungen, weil dazu viel Geld nöthig war, denn aus nix wird nix. Ging aber zuletzt alles was Herr Konrad sagte: muß gehn! und Geld kam immer zehnfach wieder — war sehr ein großer Geist, Herr

Vater seliger. Nur zuletzt — das Beste hat er mit in's Grab genommen."

Ewald drang in Nepomuck, ihm auch dies zu erzählen. Der Alte schüttelte anfangs bedenklich den Kopf und zögerte: „weiß ich freilich mehr davon als andre, hab's aber keiner Menschenseele noch erzählt, auch Herrn Kommerzienrath nicht, dachte immer wollt' es mit mir einscharren lassen. Nun sitzen aber junger Herr da am Platz vom Vater, haben gutes Herz wie Seliger und gerad' so viel Recht an der Hütte — geben Sie mir Hand drauf, mich nicht zu verrathen und ich will sagen was ich weiß, kein verlogen Wort!" Ewald versprach es und Nepomuk erzählte:

„Konrad Reisig hatte sich in Böhmen umsonst bemüht, die wenigen Fabrikherrn bekannte und sorgfältig geheim gehaltne Bereitung des echten Rubinglases zu erforschen. Von Italienern hatte er gehört, daß man auch in Venedig im Besitze dieser Kunst sei und dies war der Grund seiner Reise dorthin gewesen. Als Arbeiter trat er bei einem Venezianer ein, der zu besorgt um sein Geheimniß war, als daß er Landsleute in das Geschäft genommen hätte. Doch Konrad gewann die Liebe der Tochter seines Herrn und kam nach zwei Jahren mit seiner

jungen Frau, der bildschönen Francesca, und mit dem Geheimnisse seines Schwiegervaters nach Thüringen zurück. Nun warb er die böhmischen Arbeiter, baute die Hütte, beschränkte sich aber anfangs auf die Bereitung des Tafelglases, die auch gut von statten ging, allmälig bedeutender wurde und reichlichen Gewinn gebracht haben würde, wenn nicht Konrad, zur Unzufriedenheit seines Bruders, immer auf neue Versuche und Erfindungen bedacht gewesen wäre. Die steigende Nachfrage nach Prachtgefäßen von Rubinglas bewog ihn dazu, sein Geheimniß erst im Kleinen zu erproben und da die Experimente gelangen, nahm er eine bedeutende Bestellung nach Wien an.

Nun wurden eiligst die Vorbereitungen zur Ausführung getroffen, alles war gespannt auf den Erfolg denn es bedurfte eines beträchtlichen Zusatzes von Gold zur Masse und kein Arbeiter hatte noch so viele blanke Kremnitzer Dukaten beisammen gesehn, als in die beiden Häfen geschüttet wurden. Konrad wich nicht vom Ofen, rührte selbst, prüfte und sah nach der Uhr. Das Blasen begann, aber die Masse war ungleich und zäh, statt des köstlichen durchsichtigen Rubinroths kam eine trübe, dunkelbraune

Farbe zum Vorschein, es war gänzlich fehlgeschlagen, Kosten und Zeit verloren. Gottfried machte seinem Bruder bittre Vorwürfe, Konrad ging bleich und sprachlos in sein Laboratorium.

Nach einigen Stunden rief er Nepomuk hinein, den einzigen Arbeiter, der schon in Böhmen an der Bereitung von Rubinglas mit geholfen hatte und sagte zu ihm, nachdem er ihn hatte schwören lassen, das Geheimniß zu bewahren: „ich bin betrogen worden, hier ist Tommaso's Rezept, es ist falsch!“ Nepomuk überzeugte sich, daß nach der Vorschrift des Venezianers auf das Genaueste verfahren worden war, es mußte also entweder das Verhältniß der Stoffe zu einander falsch angegeben oder ein nothwendiges Element in dem Rezept weggelassen oder ein schädliches absichtlich mit aufgeführt worden sein. Da nun Nepomuk, wenn er auch die Mischung bei seinem früheren böhmischen Prinzipal nicht erfahren hatte, doch den bei Bereitung des Rubinglases zu beobachtenden Schmelzproceß genau genug kannte, um versichern zu können, daß der Grund des jetzigen Fehlschlagens hierin nicht zu suchen sei, mußte er schließlich dem Argwohn Konrads beistimmen. Die Beiden laborirten jetzt Tag und Nacht bei verschlosse-

ner Thüre, Konrad achtete nicht auf Brustkrampf und Bluthusten, wegen deren der Arzt ihm die größte Schonung angerathen hatte, denn es stand allerdings vielleicht die ganze Existenz der Brüder auf dem Spiele. Die kleineren Experimente gelangen wieder nach Wunsch, doch Konrad ließ sich dadurch nicht täuschen. Scharfsinn, Studium und praktische Erfahrung halfen ihm auf die Spur der richtigen Verhältnisse und mit neu erwachender Hoffnung prüfte er so lange, bis er zu Nepomuk — den er in der letzten Zeit wieder eifersüchtig fern gehalten hatte — sagen konnte: „der italienische Fuchs hat die Zahlen so künstlich verstellt, daß er geglaubt hat, Jeden dem sein Rezept ein Mal in die Hände fallen könnte, irre zu führen, aber jetzt bin ich doch hinter seine Schliche gekommen und habe sein Geheimniß ausgespürt. Zwischen Lothen im Tiegel und Centnern im Hafen ist ein großer Unterschied, das soll mich aber nicht mehr täuschen.“

Getrosten Muthes ging Konrad von neuem an die Ausführung, wenn es ihm auch schwer geworden sein mochte, Gottfrieds Einwilligung zu erlangen. Abermals wurde geheimnißvoll gemischt, zu rechter Zeit ein Haufen Goldstücke in die Masse geschüttet —

und doch schlug es fehl wie beim ersten Male. In der Hütte, wie in der Fabrik bemächtigte sich Aller eine düstre Hoffnungslosigkeit, überall sprach man schon davon, daß das Glück den Brüdern Reisig den Rücken gewendet habe, daß ihr junger Wohlstand die großen Verluste bei diesem Unternehmen nicht auszuhalten vermöchte. Gottfried machte aus der Erbitterung gegen seinem Bruder gar kein Hehl, Konrad blieb Tage und Nächte in seinem Laboratorium eingeschlossen und wenn er sich zeigte, erschrak man vor seinem hohläugigen verfallnen Aussehn. Er schrieb nach Wien und erlangte mühsam einen kurzen Aufschub für die Lieferung. Von Nepomuk ließ er sich wohl ein Dutzend Mal das ganze Verfahren in der böhmischen Hütte erzählen und fragte selbst nach dem Kleinsten. Erst bei dem letzten Berichte — Nepomuk konnte sich durchaus nicht mehr erinnern, welchen neuen Umstand er darin erwähnt hatte — flammte ein glühendes Roth über Konrads bleiches, hagres Antlitz. Er sprang auf, durchmaß das Stübchen mit eilenden Schritten und rief: „ich hab's, ich hab's!“ bis ein furchtbarer Hustenanfall über ihn kam und mit einer Ohnmacht endigte. Kaum daß er sich ein wenig erholt

hatte, ließ er schon von neuem die Kohlen auf seinem Herde anfachen und begann wieder zu laboriren.

Nach wenigen Tagen wurden die Vorkehrungen zu einem dritten Versuche getroffen. Alle Arbeiter der Hütte waren in der verhängnißvollen Stunde um den glühenden Ofen versammelt, Gottfried stand in der dunkelsten Ecke unbeweglich und hatte den Hut tief in's Gesicht gezogen. Konrad wankte wie ein Schatten, befahl aber mit fester, wenn auch heiserer Stimme. Als die Uhr ihm die rechte Minute wies, ging er in sein Laboratorium und kam gleich darauf zurück, seinem Hut gehäuft voll von blinkenden Dukaten, in beiden Händen tragend. „Merkt auf!" begann er zu den thätigen Arbeitern so hohl, daß es Allen durch Mark und Bein ging. „Das ist das Letzte, was wir daran zu setzen haben; mißlingt es wieder, sind wir alle Bettler; gelingt's, ist unser Verlust zehnfach ersetzt. Wohlan, Jeder thue seine Pflicht!" Er stieg auf die hohen Stege, wog die Goldstücke und warf sie handvoll in die glühenden Häfen. Alle Versammelten waren so athemlos dabei, daß man nur das Lodern der Flammen hörte. Die Uhr in der Hand beobachtete Konrad die Schmelzung, während Nepomuk und ein Andrer

von Zeit zu Zeit die Masse rührten. Auf Kommando wurden die Häfen behutsam der Glut ferner gerückt, Nepomuk und der Hüttenmeister nahmen die kleineren, leichten Rohre zur Hand, die für das Hohlglas üblich sind, und das Blasen begann. Alle Arbeiter drängten sich erwartungsvoll näher um die Stege, ein Jubelruf erschallte als Nepomuk die erste große Schale gegen das Feuer hielt und die lodernden Flammen so purpurglühend durch das tadellose Rubinglas leuchteten, als sei die Schale aus dem Edelsteine selbst geschliffen. Gottfried eilte herbei und wollte seinen Bruder umarmen, doch Konrad wehrte kalt ab, ermahnte die Arbeiter unablässig fort zu fahren und den Grad der Hitze wohl zu erhalten, dann begab er sich in sein Laboratorium.

Die Arbeiter folgten dem Befehle pünktlich; als sie erschöpft waren, überließen sie Andern auf kurze Zeit ihren Platz, Jeder that sein Bestes und die Masse bewährte ihre Vortrefflichkeit unverändert fort. Nepomuk war der Erste, dem das stundenlange Ausbleiben Konrads auffiel. Er ging an die Thüre des Stübchens, öffnete sie, da sein Klopfen unbeachtet blieb, die Lampe stand noch düster bren-

nend auf dem Schreibtische, Konrad lag besinnungslos auf dem Boden; ein Blutsturz hatte ihn überströmt.

Der Schrecken über diese Nachricht war betäubend, Gottfried warf sich jammernd über den Bruder her, doch die Pflicht gebot ihm, sich zu ermannen. Er gab die nöthigen Befehle zur Fortsetzung der Arbeit, wie zum vorsichtigen Transport des Kranken nach seiner Wohnung, dann eilte er selbst nach Hirschbach, um den Arzt herbeizuholen. Als Konrad aus seiner Stube fortgeschafft worden war, schloß Nepomuk die Thüre ab, steckte den Schlüssel zu sich und folgte dem traurigen langsamen Zuge.

Unter den leidenschaftlichen Schmerzensausbrüchen seiner jungen Frau erwachte Konrad, er wandte den Blick von Francesca ab und suchte mit den Augen, bis man ihm seinen, damals zweijährigen Knaben brachte. Den küßte er und blieb dann bewegungslos liegen. Der Arzt kam mit Gottfried, entfernte Alle bis auf einen Wächter, traf seine Anordnungen und befahl dem Kranken Ruhe und unverbrüchliches Schweigen.

Mehrere Arbeiter hatten sich zur abwechselnden Wache verabredet. Als Nepomuk am nächsten Vor-

mittag die Reihe traf und er allein mit Konrad war, holte er die erste Glasschale hervor und ließ ihren Purpurglanz im Licht der Morgensonne auf der weißen Decke des Lagers spielen. Der Kranke lächelte freundlich. Nepomuk holte dann den Schlüssel zum Laboratorium aus seiner Tasche und fragte, was er damit machen, ob er ihn Herrn Gottfried geben solle? Konrads Antlitz verdüsterte sich, er schien eine Weile nachzusinnen, dann verzog er den Mund, daß es fast wie Hohn aussah, und nickte ein wenig. Nepomuk errieth die Gedanken halb und halb, er beugte sich nieder und flüsterte: hinter das Geheimniß kommt er aber nicht? das soll wohl verborgen bleiben? Aus den Blicken des Kranken blitzte eine unheimlich triumphirende Freude, doch sie wich rasch einer Unruhe, die sich bis zu qualvoller Beängstigung steigerte. Wie hülfesuchend heftete Konrad die hohlen Augen starr auf Nepomuk und stöhnte: „Ewald, Ewald!“ Nepomuk fragte ob er den Knaben holen solle, doch Konrad schüttelte den Kopf und sprach kaum vernehmbar: „Du — nach Hirschbach — Testament — Pfarrer — rasch, rasch!“ Nepomuk versprach, daß er laufen wollte, als gelte es sein Leben und eilte davon. Er richtete den Auftrag im

Justizamt und in der Pfarre treulich aus, sorgte für einen Wagen, konnte kaum erwarten, bis die Herren darin saßen, dann beschwor er den Kutscher zu fahren was die Pferde nur jagen könnten, aber er selbst lief die Richtwege zurück, daß er noch vor dem Wagen ankam. Doch es war zu spät, das Haus voll von Wehklagenden, Gottfried rang die Hände wie ein Verzweifelnder, Francesca lag ohnmächtig über der Leiche ihres Mannes — ein zweiter Blutsturz hatte Konrads Leben ein Ende gemacht."

Ewald war tief erschüttert von der Erzählung, der Alte hielt inne, ihm selbst waren die Augen feucht geworden und er saß eine lange Weile schweigend da, versunken in die Erinnerungen an jene vergangene Zeit. Endlich hob er wieder an: „War ein herrlicher Mann, Vater seliger; was für ein Herz! hätten sehn sollen den Leichenzug. Strömten herbei die Leute Stunden weit, mehr als tausend Menschen. Und arme junge Frau, konnt' es nicht verwinden. Kurz darauf kam Schwesterchen auf Welt, Fräulein Gabriele, bald nachher war Mutter auch todt — noch so jung und so schön! — Aber was ich erzählen wollte. Lieferung nach Wien fiel prächtig aus, hab' mein Lebtag kein schöneres Rubin-

glas gesehn. Betrachten Sie ein Mal die Schale, die noch auf dem hohen Hause im großen Zimmer im Glasschrank steht. Was Herr Konrad gesagt, traf pünktlich ein, aller Schaden war zehnfach gut gemacht und der Wiener bestellte drei Mal so viel. Aber damit war's halt aus. Herr Gottfried stöberte hier in allen Ecken, drehte alles um und um, half nix, fand nix, nicht ein Mal Rezept von Tommaso. Herr Konrad hat's gewiß verbrannt und sein Geheimniß mit in's Grab genommen."

Ewald dankte dem Alten tief bewegt und gelobte ihm nochmals Verschwiegenheit. Je mehr er alles, was er jetzt und früher gehört, überlegte, um so klarer wurde es ihm, daß sein und seiner Schwester Erbrecht schmählich unterdrückt worden war. Denn das stand doch fest, daß seinem Vater die Hälfte des Vermögens zugehört hatte. Hätte darum nicht schon das Gericht den Stand der Verlassenschaft aufnehmen und die Ansprüche der Waisen, sowohl am vorhandenen Besitzthume als an der Fortführung der Fabrik und Hütte und dem Gewinn daraus sicher stellen müssen? Das Verlangen seines sterbenden Vaters, eine letzte willige Verfügung zu treffen, war sicher aus der Besorgniß um die Zukunft seiner Kinder,

aus Mißtrauen gegen den Charakter Gottfrieds entsprungen. Ernste Zerwürfnisse zwischen den Brüdern hatten Sophie und Nepomuk angedeutet, freilich beschuldigte Sophie seinen Vater grundlosen Argwohns und ertheilte der Rechtschaffenheit des Oheims das größte Lob. Daneben hatte sie aber Ewald beschworen, wenn ihm seine Ruhe lieb sei, nicht weiter zu forschen — also mußten doch Dinge verborgen gehalten werden, die das Licht des Tages zu scheuen hatten, den Frieden der Familie bedrohten. An Sophie's Treue zu zweifeln, kam ihm keinen Augenblick in den Sinn und war es möglich, daß der Mann die Kinder seines Bruders um ihr Eigenthum betrogen hätte, der sich zwanzig Jahre lang so väterlich und großmüthig gegen sie bewiesen?

Ewald quälte sich ab, diese Widersprüche zu lösen, diese Dunkelheit zu lichten. Endlich glaubte er, den Schlüssel gefunden zu haben: Konrads gewagte Unternehmungen und verunglückten Versuche hatten den jungen Wohlstand der Brüder vollkommen zerrüttet — so stand es beim Tode Konrads und Gottfried konnte dem Gericht aus den Büchern nachweisen, daß kein Vermögen mehr vorhanden war. Vielleicht hatte Gottfried in jenen Tagen selbst keine

Hoffnung, das Geschäft aufrecht halten zu können. Durch den glücklichen Ausgang der letzten Unternehmung wendete sich aber Alles bald zum Guten, die Erfindungen und Anlagen Konrads begannen in Gottfrieds umsichtiger, besonnener Pflege wieder reiche Frucht zu tragen, aber Gottfried schwieg über den Antheil, den seines Bruders Verdienst daran hatte. Wie konnte man auch dieses Verdienst jetzt noch vor der Vormundschaftsbehörde zu Geld veranschlagen? Zudem machte die Aussicht, sein werbendes Kapital zum Theil aus dem Geschäft gezogen, sich in der nothwendigen Unbeschränktheit der Disposition von einer pedantischen Vormundschaft überall gehemmt zu sehn, für einen Mann wie Gottfried geradezu trostlos sein. Allmälig mit Zunahme seines Reichthums, schrieb er den glücklichen Erfolg immermehr sich allein zu und vergaß, wieviel davon er dem Bruder zu verdanken hatte. Sein Gewissen beruhigte er aber dadurch, daß er die Kinder seines Bruders mit derselben Sorgfalt erzog wie sein eignes.

Durch dieses Ergebniß fühlte sich Ewald erleichtert, ja befriedigt, denn ein gerichtliches Geltendmachen seiner Ansprüche war unmöglich, die Schuld des Oheims kein Verbrechen und durch sein späteres

Benehmen gesühnt. Der Gedanke, dem Oheim Vertrauen zu zeigen, Verdacht, Nachforschung und selbstgefundene Lösung ihm offen darzulegen, muthete Ewald von neuem an, um so mehr, da er in seinem eignen Wesen, seiner Thätigkeit und seiner Neigung zu gewagten Unternehmen eine vom Vater geerbte Eigenschaft und eine Entschuldigung für den jetzigen Mißmuth des Oheims fand.

Gabrielen theilte er noch nichts hiervon mit, er wußte, daß sie fest an dem hielt, was sie ein Mal erfaßt hatte und daß ihr Mißtrauen ein zu tief eingewurzeltes war; ihr konnte er nur mit stärkeren Beweisen beikommen. Er nahm sich vor, dem Oheim wieder freundlicher entgegen zu kommen und hoffte dadurch Gelegenheit zu der offnen Erklärung und Wiederherstellung des alten herzlichen Verhältnisses zu finden.

Inzwischen hatte Sophie alle Klugheit aufgeboten, eine Versöhnung zwischen ihren beiden Lieblingen anzubahnen und bei Mathilden kein ungünstiges Gehör gefunden. Mathilde war der faden Schmeicheleien und hochmüthigen Anmaßung der Husaren-Offiziere längst überdrüßig, sie wünschte ihnen von Herzen eine glückliche Reise, als sie an-

zeigten, daß ihr Urlaub zu Ende sei und sich schmeichelten, mit dieser Nachricht das Herz der reichen Erbin tief zu verwunden. Der Assessor benahm sich, seitdem er die Erfolglosigkeit der Bemühungen der Offiziere wahrgenommen hatte und Ewald gänzlich aus dem Felde geschlagen glaubte, auch mit einer so schlecht verhohlnen Siegesgewißheit und zudringlichen Vertraulichkeit, daß seine ganze Verblendung dazu gehörte, nicht zu bemerken, wie unangenehm er Mathilden dadurch wurde.

Mathilde war wohl durch die von allen Seiten ihr gebrachten Huldigungen verwöhnt, aber doch eine zu gesunde und klare Natur, als daß ihr der Abstand zwischen dem hohlen und selbstsüchtigen Wesen dieser großstädtischen Herren und der tiefen Innigkeit, Kraftfülle und geistigen Hoheit ihres Vetters hätte entgehen können. Sie bereute jetzt die Heftigkeit mit der sie seinen treugemeinten Tadel zurückgewiesen hatte, der doch nur aus einer idealen Schwärmerei für die Würde ihres Geschlechts entsprungen war, und wünschte ihn oft herbei, um ihm ihr Unrecht offen zu bekennen und abzubitten. Er kam aber nicht und so hoffte sie schließlich auf den nahen Weihnachtsabend. Sie begann, sobald die andern Geschenke

vollendet waren, noch eine recht geschmackvolle Handarbeit, eine Stickerei um ein Rehfell vor den Schreibtisch, und als Steffen drei, über Erwarten wohlgelungene Medaillons mit ihrem Bildnisse brachte, bestimmte sie eins für ihren Vater, das andere für Emma und das dritte für Ewald, als Erinnerung an die Rettung, die sie ihm verdankte — so rechtfertigte sie wenigstens den Entschluß vor sich selbst.

Auch des Kommerzienraths Stimmung erhielt eine neue freudige Umwandlung, denn es trafen Berichte von verschiedenen Geschäftsfreunden ein, welche den überaus glücklichen Erfolg von Ewalds Unternehmungen meldeten. Reisig bekam auf einmal wahre Hochachtung vor dem Kombinationsgeiste seines Neffen, lieh aber seiner Freude noch gegen Niemanden Worte, sondern beschloß hierfür und für den thatsächlichen Ausdruck seiner Dankbarkeit den Christabend abzuwarten.

So versprach Weihnachten ein allgemeines Versöhnungsfest für die Familie zu werden und es drohte nur ein einziger Mißklang, daß nämlich der Assessor geradezu um die Erlaubniß gebeten hatte, auch an diesem Abende einen Besuch auf dem hohen Hause abstatten zu dürfen.

„Das kommt von Deiner albernen Thuerei mit dem unausstehlichen Menschen!“ sagte Reisig ärgerlich zu seiner Tochter und Mathilde erwiderte höchst demüthig und reuevoll: „ja ja, ich bin allein Schuld daran, das kommt dabei heraus wenn man mit Kletten spielt. Schilt mich so viel Du willst, liebes Väterchen, dann sei aber auch wieder gut mit mir, sonst ist mir der Abend doppelt verdorben. Und weißt Du was? wir bescheeren schon um sechs und bestellen seine Gnaden auf neun, dann kann er gerade zum Abendessen kommen!“

Der heilige Abend kam heran, Ewald hatte am Nachmittage in der Hütte noch alle rückständigen Sendungen und Briefe expedirt und die Freude gehabt, den Arbeitern außer ihrem Lohne ein vom Oheim verwilligtes, außerordentliches Festgeschenk auszahlen zu können. Sie dankten ihm mit frohen Gesichtern und erzählten, daß am Abende die ledigen Leute auf dem Zweiherrnhofe eine Festlichkeit veranstalteten.

Als Alle fort waren, setzte er sich in sein Stübchen vor die Bücher, rechnete, schloß ab, und freute sich des überaus günstigen Ergebnisses, das er mit Recht auch seiner Thätigkeit zuschrieb. Er gestand sich zum

ersten Male, daß der Beruf des großen Fabrikanten doch ein hochbedeutender, einer der einflußreichsten sei, daß er selbst ihn mit Neigung erwählen, Befriedigung für sich und segensvolle Wirksamkeit für Andre darin erlangen könne. Bot ihm dagegen die früher begonnene Laufbahn die Wahrscheinlichkeit auf mehr als eine kümmerliche, unfreie Existenz, einen engen Wirkungskreis? Dennoch war der Tausch ihm jetzt versagt — ohne Mathilden gab es hier keine Heimath für ihn. Er gedachte wehmüthig seines Vaters, der auch wie oft tiefbekümmert vor diesem Schreibtisch gesessen hatte. Wie gleichgültig, wie wesenlos erschien ihm der Reichthum, wie beneidenswerth die genügsame Festfreude der armen Arbeiter, die jetzt ihren Kindern ein Christbäumchen dürftig anputzten.

Es dämmerte bereits im engen Stübchen, die Schneefülle der hohen Waldberge jenseits des Grundes glühte schon im feurigen Abendroth, daß es durch das kleine Schiebfenster herein leuchtete und Ewald saß immer noch in seine Grübeleien versunken. Da schreckte ihn ein heftiger Knall im Zimmer empor. Die leichte Erschütterung seines aufgestützten Armes führte ihn darauf, daß ein Bret im Schreibtisch gesprungen sein müsse und wie ein Blitz durchfuhr ihn

eine seltsame Ahnung. Augenblicklich stand vor seiner Seele, was ihm Nepomuk von den letzten Stunden seines Vaters erzählt hatte. Hastig sprang er auf und öffnete mit unruhiger Hand die Schubladen des Tisches. Als er nichts entdeckte, zog er sie vollständig heraus und forschte in dem inneren Getäfel, bis er, anscheinend in der Rückwand, einen frischen, klaffenden Sprung des Holzes wahrnahm. Mit einem Messer fühlte er hindurch und spürte, daß er wieder auf Holz stieß. Er rückte mühsam den Tisch von der Wand ab und sah, daß die Messerspitze nicht durchgedrungen, also ein verborgener hohler Raum vorhanden war. Diesen zu öffnen, gelang ihm jedoch nach manchem vergeblichen Versuche, den Kunstgriff zu entdecken, zuletzt nur mit Gewalt.

Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht, sein Herz klopfte und seine Hand bebte, als er aus dem schmalen, der Höhe der Schublade entsprechenden, zwischen sie und die Rückwand des Schreibtisches geschickt eingefugten Behältnisse ein paar Blätter Papier hervorzog.

Das Erste, welches er entfaltete, enthielt zu oberst einige Zeilen, in italienischer Sprache, flüchtig geschrieben, darunter stand mit deutlichen Schriftzügen,

welche Ewald als die seines Vaters erkannte: „das Rezept ist falsch! Wer hat mich betrogen? Tommaso? — Jetzt kamen in Absätzen die genauesten Angaben über die Mischungen, die Konrad später versucht hatte, aber jedes Mal folgte das Verwerfungswort: falsch! abermals falsch! Damit schloß die erste Seite ab und Ewald hielt ein paar Augenblicke zagend inne, bis er sich entschloß, das bedeutsame Blatt umzuwenden.

Da stand es deutlich, Mischung und Verfahren bis auf's Kleinste angegeben und darunter, mit übereilter, schwankender Hand: „Gefunden! Glück auf! Tommaso, jetzt hab' ich Dein Geheimniß, ohne Betrug, Keinem verdank ich's, als mir selbst. — Draußen jubeln sie, mir pocht's und hämmert's in der Brust, — Gott, muß ich's mit meinem Herzblut ...."

Hier war abgebrochen, dann begann es wieder mühsam und kaum zu lesen: „noch solch ein Sieden und die Gluth sprengt ihre ausgebrannte Hülle, es ist Zeit, mein Haus zu bestellen. Hab' ich noch Zeit dazu? Gott, schenke mir nur noch so lange bis ich's gethan! Hier schreib' ich meinen letzten Willen, Ewald, mein Herzblatt, mein Liebstes auf der Welt, für Dich. Eine Stimme ruft mir zu: eile, verbirg's,

er wird es finden, kein Andrer, nicht Gottfried, nur Du mein Kind. Dein sei das Geheimniß, brächte Dir's Segen, wie ich ihn für Dich erflehe, wie mir's den Tod bereitet. Liebe Deinen Vater und verzeih' ihm das schwere Unrecht — könnt' ich's noch gut machen. Du bist mein Sohn, mein Erbe, feierlich erklär' ich's vor Gott und der Welt! Und laß' Dich warnen durch mein jammervolles, selbstverschuldetes Geschick: dürste nicht nach Gold! Das höhlt Dich aus, das betrügt Dich um Dein Bestes; was Du sehnsüchtig umfängst, erstarrt in Deinem Arm, flieht vor Dir, Deine Lippen verlechzen nach dem Quell des Lebens. Gold ist Trug, Gold ist Treubruch, Verrath, Verzweiflung; Liebe ist alles — weh' Dir, wenn Du sie um Gold erkaufen, mit Gold bewahren willst! Sei treu, sei echt, Gott segne Dich!"

Das also waren seines Vaters letzte Worte. Thränen rannen über Ewalds Wangen, als er sie las. Worin bestand aber des Vaters unglückseliges Geschick, das Unrecht gegen den geliebten Sohn? Ewald griff voll Bangen nach dem zweiten Blatte. Es war ein unvollendeter Brief an seine Mutter.

„Franscesca, ich schreibe an Dich, weil meine Seele matt zum Sterben ist; noch ein solcher Sturm

der Leidenschaft über mich wie an dem unheilvollen Tage, der meine Hoffnung vernichtet hatte — und es wäre um mich geschehn. Das darf nicht sein, noch nicht sein, ich gedenke an unsern Ewald und an das Kind, das Du unter dem Herzen trägst. Darum will ich ruhig bleiben, dem Verderben, das von allen Seiten auf uns losstürmt, kalt entschlossen die Stirne bieten, wie damals, weißt Du noch? als wir glückselig aneinander geschmiegt von der Gondel uns auf der Adria schaukeln ließen und der Gewittersturm uns überfiel, die beiden Schifferknaben jammernd niederknieten, Du mich umschlangst und mit mir in die Tiefe sinken wolltest — o wäre es so gekommen! Warum ergriff ich Thor das Steuer, warum mußt' es glücken, den Strand des Lido zu erreichen! Und doch — die unsägliche Himmelswonne, Dich hebend aus dem Kahn mit Dir zu springen, Dich hinan zu tragen auf die sichre Höhe der Dünen, mit Dir auf dem Stein zu rasten und, Angesichts der brüllenden Wogen, die den Schaum bis zu unsren Füßen spritzten, Brust an Brust, im feurigen Liebesdank Deiner Küsse mich zu entzücken! Als Du erröthend mich von Dir drängtest und sahest, daß wir auf dem Judenkirchhofe waren, auf einem halb in

Dünensand verschütteten Grabsteine gesessen hatten, da schaudertst Du, schlugst ein Kreuz und zogest mich eilends fort. Damals lächelte ich über Deinen abergläubischen Wahn und spottete der Vorbedeutung — jetzt nicht mehr. Ich führte Dich über den Hügel, nach der kleinen im Buschwerk versteckten Osterie. Unter dem rebenumrankten Vordache mußtest Du mir aber- und abermals Bescheid thun im süßfeurigen Cyperwein. Sehe ich uns Beide doch noch leibhaftig in der geschützten Ecke sitzen, während der Sturm in den Bäumen um das Haus her wühlte, während die Blitze flammten und der Regen niederströmte, daß ein dichter grauer Vorhang uns die Lagunen und den Blick auf Venedig verhüllte. Was Schöneres verlangte ich auch anzuschaun als Dich! Ein Maler wünschte ich mir zu sein, der größte Deiner Vaterstadt, daß ich Dich so hätte darstellen können, wie Du das Glas mit dem purpurnen Weine mir entgegen hieltest, Deine Lippen mir zulächelten, Deiner Augen schmelzende Zärtlichkeit, die schwarze Flechte Deines Haares, die gelöst neben der glühenden Wange herabhing. — Francesca, wie viel Schuld, wie viel Elend liegt zwischen jener seligen Stunde und dieser trostlosen Nacht, die ich jetzt, Du mir so

nahe und doch so unerreichbar fern, in schauriger Einsamkeit durchwache. Die Liebesgluth, die noch in mir lodert, hat mich qualvoll verzehrt, in Dir ist sie erloschen, der Betrug, den wir verübt, der Diebstahl des Geheimnisses furchtbar gerächt. Mir ist's, als hörte ich nebenan aus dem schwarzen, hohlen Raume der Hütte Deines Vaters schadenfrohes Gelächter, mein Haar sträubt sich, kalter Schauder überrieselt mich — Gott, ich erkenne Deine strafende Gerechtigkeit! — Ich bin mit bebendem Schritt durch die mitternächtige Finsterniß gegangen, um mich zu ermannen, ich habe mit der flackernden Lampe in die unheimlichen Ecken geleuchtet und mich umgedreht, ob Keiner hinter mir schliche. Nur meine Schritte hallten wieder, in den Schlöten stöhnte es, die schwarzen Pforten des riesigen Ofens gähnten mich an, als verlangten sie auch das Letzte, was mir von Kraft und Glück geblieben ist, zum Opfer. Den Gang hättest Du mit mir machen sollen, Francesca! Ich habe in die kalte Nacht hinaus gesehn, kein Stern am Himmel, doch der Sturm um meine pochenden Schläfe hat mich gekühlt, jetzt bin ich wieder so ruhig, wie ich begonnen habe. Sei es auch. Lies keinen Vorwurf, keine Klage in meinen Worten, denke Du

stündest in solcher Nacht festgebannt vor Deinem Spiegel, ich neben Dir, die Leuchte in der Hand, und wir schauten jedes des andern bleiches Antlitz auf dem schwarzglänzenden Grunde fest und forschend an. Francesca, ich habe Dich hierher gelockt und Du hast Dich nie heimisch fühlen können in unsrer kalten Bergluft. Ich hoffte, Dir Ueberfluß zu bieten und bin Schuld, daß unserm Wohlstand der Einsturz droht. Will's Gott, wende ich das noch von Deinem und unsres Kindes Haupte, ich kämpfe dafür bis zum letzten Athemzuge. Nimm die Angst als Strafe hin für unsre Schuld an Deinem Vater. Ich schaue zurück und erkenne klar, wie oft ich Deine Klagen und Vorwürfe, statt sie liebevoll zu besänftigen, mit Unmuth und Zorn zurückgewiesen habe. Trübsinn und Reizbarkeit, deren Ursach ich vor Dir verschwieg, Kaltsinn und Härte, wenn Du mich leidenschaftlich beschworst, Francesca zu verzeihn, womit ihre Thorheit mich gekränkt — o hätt' ich die unsägliche Gluth meiner Liebe in solchen Augenblicken nie vor Dir verschlossen! — das hat Dein Herz von mir gewandt. Da, in diesen unglückselgen Stunden muß er Dir mit schmeichlerischem Trost genaht sein, der teuflische Verführer. Da hat er Dich bedauert, mich ver-

dammt, Dein Herz an sich gelockt, er, der mich besser kennt, als Du, dem ich arglos das Geheimste stets anvertraut, für den ich, wie für mich selbst, mein Lebelang gedacht, gearbeitet, jede Erfindung, jedes Geheimniß, das ich mühselig erkundet, ihm jubelnd in den Schoos geworfen, er, der unter einem Herzen mit mir getragen worden ist, mein Bruder, Gottfried. Er ist blühend und kräftig, ich welk und abgezehrt, er heiter und lebensfroh, ich trübsinnig und mißtrauisch, er scherzt mit beredter Anmuth den Gram aus Deinem Angesicht, Dein Auge, das sich kalt und finster von mir wendet, ihn strahlt es jetzt so zaubrisch an wie damals mich und ich Elender stehe daneben, ohnmächtige Wuth im Herzen, unlösbar umstrickt von Deiner Schönheit, verschmachtend nach der verlornen Seligkeit! Wie ein Verdammter fliehe ich aus Deiner Nähe hierher in mein dunkles Reich zurück. Sähest Du mich mit hohlem Auge in die lodernde Flamme starren, könntest Du die höllischen Qualen ahnen, die Bilder der Phantasie, mit denen mich der Teufel der Eifersucht unablässig hohnlachend martert — Du schenktest mir eine Thräne des Mitleids, Du labtest mich mit einem Tropfen des süßen Himmelsthaus. Francesca, ich klage Dich nicht an, ich

forsche nicht als strenger Richter — ich habe ja kein Recht dazu! Ich entschuld'ge Dich, ich verzeihe Dir von ganzem Herzen, wie ich Jenen bis auf den Grund meiner Seele hasse, aber ich beschwöre Dich bei dem Glücke unsres geliebten Kindes: kehre um so lange es noch Zeit ist, und laß uns die versäumte heilige Pflicht erfüllen, ich biete Dir die Hand dazu. Schau' in die klaren, unschuld'gen Augen unsers Ewald — soll er sie einstens bei dem Namen seiner Eltern niederschlagen? Hast Du ihn früher nicht oft in guten Stunden mir an das Herz gelegt und mir gesagt, Du liebtest ihn doppelt, weil er meine Züge trage? Er trägt sie noch und Du liebst ihn nicht minder — o versuch' es doch, auf dieser süßen Spur, den Pfad der ersten Liebe wieder aufzufinden! Und vermagst Du's nicht, Dein Herz zu mir zu neigen, so bekämpfe doch die unlautre Leidenschaft, weise den Versucher von Dir und kehre zurück zum alten Gelöbniß. Ich will nichts mehr von Dir verlangen als Treue und Mitleid, das wird meine Qual besänftigen und gelassen gehe ich an Deiner Seite bis an mein nahes Ziel. Habe ich's erreicht — dann magst Du thun, wozu Dein Herz Dich treibt: die Todten beneiden nicht mehr noch hassen sie." —

Mathilde hatte vom frühen Morgen an trepp-auf treppab zu schaffen gehabt, um die Bescheerung in der großen Stube des ersten Gestockes vorzubereiten; Niemand außer Sophie durfte ihr dabei helfen. Dann war sie bald nach Tische fortgeschlüpft, hinter ihr die Mägde mit großen, schweren Tragkörben, und wie ein Weihnachtsengel mit ihren Gaben in den Hütten der Armuth eingekehrt. Ihr Herz schlug so leicht und fröhlich, als sie den weiten, beschwerlichen Rundgang vollendete, es war, als ob jede Freude, die sie bereitet hatte, ihren strahlenden Augen einen hellern Glanz verliehe, sie scherzte und sang mit der Lisbeth und Bärbel, wettete um Pfefferscheiben, wer zuerst den Berg hinan auf die Chaussee käme und lies die flinken Mädchen Mühe haben, zuletzt noch zu gewinnen. Es dämmerte bereits, ein Stern um den andern wurde sichtbar und die blanke Mondsichel trat über dem Wald heraus, als die Drei in der Nähe der Glashütte anlangten. Mathilde war plötzlich still geworden, sie zauderte noch, einen eben gefaßten Entschluß auszuführen. Endlich überwand sie das Zagen und sprach zu ihren Begleiterinnen: „ich will nachsehn, ob mein Vetter noch in der Hütte ist, er weiß vielleicht

nicht, daß wir so zeitig bescheeren; geht einstweilen voraus!“

Sie fand die Außenthüre der Hütte unverschlossen, lehnte sie zurück und trat bis an den Eingang zur kleinen Stube. Ein Lichtschimmer zeigte ihr, daß Ewald noch drinnen war, sie klopfte leise, dann etwas stärker, doch keine Antwort erfolgte. Endlich faßte sie sich ein Herz und öffnete die Thüre.

Ewald saß vor dem Schreibtische, doch sie erschrak vor ihm, so bleich und verstört waren seine Züge. Er starrte unverwandt auf Blätter Papier, die vor ihm lagen, das düstre Licht der halberloschenen Lampe ließ ihn fast geisterhaft erscheinen. Als Mathilde ihn schüchtern begrüßte, fuhr er zusammen und blickte sie ohne ein Wort zu erwidern, unheimlich unklar an.

Sie ging muthig an ihn heran, legte die Hand auf seine Schulter und sagte mit dem frischen, herzigen Klange, der ihrer Stimme stets so viel Macht verlieh: „wach' auf aus Deinen schweren Träumen! Bist Du mir noch böse, so verzeih' mir, ich wollte Dich nicht kränken. Ich habe eingesehn, daß Du in manchem Recht hast. Doch Vieles nimmst Du zu streng und machst Dir dadurch das Leben schwer.

Ich bin heiter und leichtherzig, zuweilen wohl auch unbesonnen, aber doch nicht leichtfertig — den Vorwurf hast Du mir gewiß im Stillen schon abgebeten. Glaube auch nicht, daß ich nur so gedankenlos lustig in den Tag hinein lebte, der Begeistrung für das Hohe und Edle unzugänglich wäre, da thätest Du mir wahrlich Unrecht; ich kann nur nicht große Worte darüber machen. Das habe ich Dir sagen müssen und nun komme mit; ich freue mich wie ein Kind auf den heil'gen Christ, bringe Du auch ein heitres Gesicht zur Bescheerung und wenn uns der Herr Assessor etwa noch mit seiner hohen, aber unerwünschten Gegenwart beehren sollte, so laß Dich's nicht anfechten, sondern zeig' ihm, daß wir hier zu Lande die feine Sitte eben so gut zu bewahren wissen, aber nicht weniger auf uns halten, als die Leute aus der großen Hauptstadt der Intelligenz."

Ewald sprang auf, sah Mathilden forschend in die Augen und sprach halb zu sich: „gestern, vor einer Stunde noch, wie glücklich hätte mich das gemacht!" Dann nahm er die Papiere an sich und erklärte sich bereit zu folgen. Er hörte seiner Begleiterin scheinbar theilnehmend zu, wie sie ihm von den Vorbereitungen zum Feste in der und jener Arbeiterfamilie,

von den Ueberraschungen, die sie dem Vater und Gabrielen zugedacht, kindlich froh erzählte.

Als sie bei dem hohen Hause angekommen waren, blieb Ewald stehn und sprach: „habe Dank für Deine Güte, sie wird mir unvergeßlich sein. Dieses Haus ist nicht mehr meine Heimath, und hier scheiden sich unsre Wege für immer. Lebe wohl — alles Glück auf Dein schuldloses Haupt!“

Mathilde hatte ihm in wortlosem Erstaunen zugehört, jetzt aber, als er wirklich gehn wollte, rief sie beängstigt: „Ewald — um Gottes Willen, was soll das? Du willst fort von uns — heute? Das könntest Du dem Vater, Gabrielen, mir zu Leide thun? Besinne Dich — sag' mir, was Dir widerfahren ist, warum unser Haus nicht mehr Deine Heimath sein kann?“

„Forsche nicht!“ erwiderte Ewald düster, „es würde Dich so elend machen als mich, Dir den Glauben an die Menschheit vernichten und Dein argloses Herz da zu verachten zwingen, wo es am reinsten und innigsten liebt. Laß ab, weiter in mich zu dringen.“ —

„Aber ich fasse es nicht — wo willst Du hin — was soll ich dem Vater sagen?“ —

„Ihm magst Du sagen, daß die Stimme eines Todten zu mir gedrungen ist, mir das Verborgne zu enthüllen, ihre Leiden zu klagen und mich zum Rächer an dem Schuldigen aufzurufen.“ Er eilte unaufhaltsam fort.

Mathilde wollte ihm nach, doch sie vermochte es nicht, sie stand wie gelähmt von dem Unbegreiflichen, dem beklemmend Räthselhaften. Der Gedanke, daß Ewalds Geist gestört sein könne, trieb sie an, hastig ihren Vater aufzusuchen, von ihm Aufklärung oder Hülfe zu erlangen.

Reisig hatte eben seine Tagesarbeit zufrieden abgeschlossen, als seine Tochter herein geeilt kam und ihm zitternd mit stockender Stimme das Erlebniß erzählte.

Die ersten Worte des Kommerzienraths waren: „Herr Gott, der Junge ist übergeschnappt; ich will ihm nach, will Leute schicken ...“ Doch plötzlich hielt er inne und fragte: „wo hast Du Ewald getroffen? an welchem Schreibtisch?“

Mathilde mußte ihm den Schreibtisch genau beschreiben. Als sie erwähnte, daß Alles unordentlich ausgesehn hätte, der Tisch von der Wand abgerückt, die Schubladen herausgezogen gewesen, forschte

Reisig in sichtlicher Bestürzung nach dem Aeußern der Papiere, die Ewald vor sich liegen gehabt und darauf an sich genommen hatte. Mathilde sagte, es schienen ihr alte Briefe gewesen zu sein, das Papier hätte vergilbt ausgesehn.

Reisig schritt ein paar Mal durch das Zimmer und hielt die Hand vor die Stirne; er ließ sich von Mathilden die Worte Ewalds wiederholen und sprach dann für sich hin: „es ist kein Zweifel mehr — irgend ein Brief seines Vaters muß ihm in die Hände gefallen sein — ich glaubte Ruhe zu haben vor dem alten Spuk — aber die Stimme des Todten gilt ihm mehr, als die Liebe des Lebenden — er hat nicht so viel Vertrauen zu mir, mich offen zu befragen — er verdammt mich ungehört — das ist mein Dank!“

Mathilde hatte unverwandt an den Zügen ihres Vaters gehangen und seinen abgebrochnen Worten gespannt gelauscht. Jetzt umschlang sie seinen Nacken und bat flehend: „laß mich nicht länger in der quälenden Ungewißheit, enträthsle mir das Benehmen Ewalds und laß mich den alten Spuk wie Du es nennst in's Grab zurückscheuchen, der auch Deinen Blick verdüstert und Dir die Brust beklemmt.“

Reisig sah seine Tochter mit innigster Zärtlichkeit an, drückte ihren Kopf an seine Brust und einen Kuß auf ihren blonden Scheitel: „verlange nicht von der Zeit trauriger Verblendung und unheilvollen Irrwahns zu hören, es taugt nicht für Deine reine, heitre Seele und wenn ich Dir sage, daß Dein Vater wohl nicht frei von aller Schuld, aber nie ein Elender und Nichtswürdiger war — wofür ihn Einer hielt, der ihn besser hätte kennen sollen — daß er es getrost erwarten kann, ob der Schleier von der Vergangenheit gezogen wird: nicht wahr, dann glaubst Du mir frisch weg und verlangst weiter keinen Beweis und strafst jeden Lügner, wer es auch sei, der mich schmähen will?“

„Ja, mein geliebter Vater, das thu' ich getrost“ — rief Mathilde freudig — „und dazu hätte es nicht Deiner Bitte bedurft! Denke ja nicht, daß ich aus einem andern Grunde gefragt hätte, als um Dir einen Schmerz tragen zu helfen. Aber eins mußt Du mir sagen: wie steht's um Ewald, ist er's der Dir schmähen will? bist Du's, den er bedroht?“

Reisig lächelte bitter: „er ist's, er bringt es über's Herz, mich ungehört zu verdammen und mir seine Rache anzukündigen.“

„O der Abscheuliche! Liebe und Dankbarkeit so schmählich zu verrathen! Ich hasse ihn!“

„Kind sei nicht eben so vorschnell wie er,“ sprach Reisig ernst. „Die Liebe zwischen den nächsten Blutsfreunden ist ein zu köstliches, unersetzliches Ding, als daß man's unbedacht zertrümmerte. Wenn der junge Thor sie uns auch vor die Füße wirft, so müssen wir denken, er weiß nicht, was er thut und ihm den Weg zur reuigen Umkehr nicht durch Haß verschließen. Er hat mich tief verletzt, aber ich stelle mir vor, wie es jetzt in seinem Innern aussieht und habe Mitleid mit ihm. Wenn meine Vermuthung richtig ist, quält ihn der schärfste, giftigste Schmerz und jagt ihn wie ein verwundetes Wild umher. — Ich trug solch ein Verlangen nach einem fröhlichen Festabende und freute mich darauf dem Jungen zu beweisen, daß ich seine rastlose Thätigkeit, sein Geschick, seine Umsicht nach Verdienst würdige — da macht mir der Teufel einen dicken Strich durch meine ganze Rechnung; der Ewald läuft Gott weiß wo herum, Deine lieben Augen werde ich durch alle Geschenke nicht aufhellen können, die Sophie wird brummen, an der Gabriele ihr Gesicht darf ich gar nicht denken ohne daß mich's schon fröstelt und

zum Beschluß erwartet mich noch die unwillkommne Ehre, meine schöne Ananas-Bowle mit dem Assessor allein ausstechen zu müssen, denn ihr Mädchen lauft mir gewiß sobald als möglich davon. Das wird ein lustiges Fest!"

Mathilde zwang sich, auf die ablenkende Weise ihres Vaters heiter einzugehn, versprach treulich bei ihm auszuhalten und bereitete dann Gabrielen und Sophie, so gut es gehen wollte, auf Ewalds Abwesenheit vor. Sie konnte auf die stürmischen Fragen Beider mit gutem Gewissen versichern, daß ihr der Grund ebenso unbekannt sei, doch gab sie sich den Anschein die Sache leichter zu nehmen, als ihr um's Herz war. Dann eilte sie in die festlich geschmückte obere Stube und ordnete was zur Bescheerung gehörte. An dem für Ewald bestimmten Platze ließ sie das prächtige Rehfell mit der zierlichen Kante, aber als sie das Medaillon wegnahm, traten ihr Thränen in die Augen. Dann zündete sie die Lichter an dem Christbaume, die Lampen und die Kerzen auf den Armleuchtern an, daß die festlichste Hellung den großen, angenehm durchwärmten, mit Fichtenstämmchen und allerhand Topfgewächsen freundlich geschmückten Saal erleuchtete und ließ die

Glocke ertönen, welche die Hausbewohner samt und sonders herbeirief.

Der Kommerzienrath hatte wohl Recht gehabt, seit dem Tode seiner Frau war noch kein Weihnachtsfest in so gedrückter Stimmung auf dem hohen Hause begangen worden und die Ankunft des Assessors ließ den noch mehr vermissen, der Allen fehlte. Sophie verzichtete mürrisch auf den Platz am Tische, der ihr bei solchen Gelegenheiten stets eingeräumt wurde, Gabriele hatte Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten, saß mit gesenkten Augen da und eilte, als der herkömmliche Ananas-Punsch in der kostbaren Bowle von Rubinglas gemischt wurde, in ihr Schlafzimmer. Mathilde hielt treulich Wort und stand dem Schenkenamte anmuthig vor, doch die Geister der frohen Laune und des gemüthlichen Lebens stiegen heute nicht aus dem edlen Rebensaft empor. Der Kommerzienrath wurde mit jedem Glase schärfer, der Assessor, der sich in seinen kühnen Erwartungen getäuscht sah, frostiger. Als vollends das Gespräch der Männer auf Politik kam, fand Reisig eine Genugthuung darin, mit größter Schonungslosigkeit den ihm verhaßten büreaukratischen Staat zu geiseln, der Assessor fühlte sich verletzt in seiner Würde, griff

zur Waffe des Spottes über die beschränkten Verhältnisse der Kleinländerei und Mathilde hatte die ganze Großmacht ihrer Liebenswürdigkeit aufzubieten, um ernstlichen Zerwürfnissen vorzubeugen. Mit wahrer Erleichterung wünschte sie dem Assessor, als er sich endlich in gewählter Form empfahl, eine glückliche Heimkehr und kein Schellengeklingel hatte sie noch so sehr erfreut, als das seines fortfahrenden Schlittens.

„Gott sei Dank, daß er fort ist!“ rief der Kommerzienrath aufathmend, „der Kerl muß eine Schnürbrust unter der Weste tragen. Jetzt ruf' mir aber die alte Sophie herauf und ihr Beide setzt euch rechts und links von mir und rührt euch nicht vom Platze, bis der letzte Tropfen aus der Bowle ist. Dem Teufel zum Trotz will ich heute doch noch eine vergnügte Stunde haben!“

Der Alten half kein Protestiren, Mathilde lockte sie mit der Nachricht von des Assessors Abfahrt endlich aus der verriegelten Kammer heraus und als sie im Saale erschien, rief ihr der Kommerzienrath entgegen: „gut, daß Du freiwillig kommst, ich hätte Dich sonst wahrlich durch die Polizei holen lassen, wie vor zwanzig Jahren, als Dir Deine Muhme solche

Angst vor mir gemacht hatte und Du den Dienst nicht antreten wolltest. Weißt Du noch?"

Die Alte schmunzelte: „ja wenn die Frau Kommerzienräthin nicht gewesen wäre, vier Pferde hätten mich nicht auf's hohe Haus gebracht."

„Der Gensdarmes hat Dich gebracht und gar zu Fuß, Du denkst wohl, ich hätt's vergessen, Du alter Hausrath? aber wer Dich hier gehalten und Deinen Starrkopf zurecht gesetzt hat, daß Du Dich eingewöhntest und ich Dich auf dem Halse habe bis an mein Ende — das war meine liebe Selige. Die verstand's freilich Jedem, der um sie war durch Sanftmuth und liebreiches Wesen den Himmel auf der Erde zu bereiten, weil sie selbst den Himmel im Herzen trug. Zehn Jahre hat unser Herrgott sie mir gelassen — und sie wäre gern noch länger bei mir geblieben. Komm', schenk' uns die Gläser voll, Mathilde, und stoßt mit mir an auf das Andenken Deiner unvergeßlichen Mutter!" —

Ganz anders ging's diesen Abend auf dem Zweiherrenhofe zu. Da hatten sich die jungen Burschen versammelt und alle Arbeiter aus den benachbarten Thälern, denen zu Hause keine Frau oder Tochter einen Christbaum anzündete. Sie saßen oben im

Saale, denn die Unterstube reichte nicht aus, an einer langen Tafel, quer vor der einhändige Starkloff, und jubilirten erst beim Bierglase, dann bei dampfenden Terrinen, gefüllt mit so starkem Grog, wie die feuerfesten Kehlen verlangten. Sie sangen mit gewaltigen Stimmen manches vaterländische Lied aus ihren abgegriffenen Commercebüchern, Steffen war der Vorsänger und wußte immer das Passende auszuwählen. Jetzt da die Köpfe glühten und das Gespräch schon lärmend zu werden begann, hielt er den Zeitpunkt für geeignet, das Lieblingslied anzustimmen, von dem die Schwarzen steif und fest glaubten, der alte Arndt habe es zu Ehren ihres Standes gedichtet, das herrlich schwungvolle: „der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte."

Der Saal dröhnte noch von den rauhen, kräftigen Klängen, als ein unerwarteter Gast hereintrat. Ewald war es, den der Drang nach Menschen und einem schirmenden Dache aus der Einsamkeit der Schneewüste hierher getrieben hatte. Das Haar um die Schläfe und der Bart waren ihm bereift, finstrer Trotz lagerte zwischen seinen Brauen. Als die wilden Gesellen ihn erblickten, brachen sie in stür-

misches Hochrufen auf ihn aus, es wurde ihm ein Stuhl neben Starkloff hingestellt. Ewald schleuderte seinen Hut in eine Ecke, ergriff das ihm dargereichte hohe Glas, rief: „stoßt an mit mir, Kameraden, auf das Wohl der Männer vom Feuer und vom Eisen!“ und leerte es auf einem Zug.

War es früher schon lebhaft zugegangen, so steigerte sich nun die Aufregung immer mehr. Was die Herzen bedrückte: Steuerlast und Theurung, Arbeitsstockung und unzureichende Löhne wurde mit Heftigkeit verhandelt und mit beschränkter Einsicht dem bösen Willen der Beamten, der Fabrikherren, aller Reichen zugeschrieben. Von einzelnen verhaßten Personen erzählte man sich mit Ingrimm Aeußerungen verachtender Härte und frevelhaften Spottes, die sie über die Noth des Volkes gethan haben sollten. Polizeiliche Willkür und Plackerei, schonungslose Auspfändungen, strenge Urtheile der Gerichte gaben Anlaß zu erbitterten Klagen und leidenschaftlichen Ergüssen. Die meisten Sprecher wandten sich damit an Ewald, um von ihm entweder guten Rath oder doch Bestätigung zu erhalten. An Beidem ließ er es nicht fehlen, die wilde Gährung um ihn her war seiner eignen Stimmung ein verwandtes

und willkommnes Element, er warf alle Rücksicht, die er bisher beobachtet hatte, von sich und übertraf die Kühnsten in verwegnen Reden.

Alles jubelte ihm zu bis auf den alten Blücher, der seinen Zorn kaum bemeistern konnte und doch theils aus Respekt vor dem jungen Herrn und Anhänglichkeit an ihm, theils im Gefühl absoluter Minorität auf seinem konservativen Standpunkte sich zurückzuhalten gezwungen war.

Die Bowlen gingen auf die Neige, Ewald bestellte frische Füllung, trotzdem, daß ihm nach stundenlangen Umherjagen durch die Wildniß und hastigem Genuß des starken, ungewohnten Trankes, das Blut schon wie Feuer durch die Adern rann und in allen Pulsen hämmerte. Das Glas in der Hand erhob er sich und sprach: „Christabend — o Du trautes Fest! die Kinder jauchzen um den Lichterbaum, um das Spielzeug, die Augen der Mädchen glänzen vor den kostbaren Gewändern, dem goldnen Schmuck, für Alt und Jung sind alle Tische beladen mit Geschenken. So schwelgen die Reichen in Freuden und Ueberfluß. Und was bescheert man euch für das ganze Jahr voll Mühsal und Noth, Druck und Knechtschaft? Ein Stunde, euer Elend im Rausche

zu vergessen. Könnte ich ein Mal den Festtisch euch bereiten hier in diesem Saale! Ich würde zu euch sprechen: der Mensch ist nicht geschaffen, zu darben und zu verkümmern unter dem schweren Joche der Arbeit, darum soll euer Lohn der Mühsal gleich sein, die ihr für mich ertragt, damit ihr euch des Lebens fortan erfreuen könnt. Wenn mir der Reichthum zuströmt, so danke ich's nicht minder euren Händen, die ihm das Bett her zu mir graben, als meinem Kopf und meinem Glück, darum gebürt euch auch ein Antheil vom Gewinn — wohlan, so nehmt und genießt und seid fröhlich mit mir. Das wäre meine Christbescheerung für euch!"

Kein Sturmwind hätte die Bäume des Waldes mächtiger schütteln können bis in Mark und Wurzeln, als Ewalds Worte die Herzen dieser harten Männer. Mit flammenden Augen hingen sie an des Jünglings Lippen, in wilder Begeistrung sprangen sie auf, als er geendet hatte. Starkloff gab ihrem Enthusiasmus den rechten Ausdruck, als er mit seinem Eisenarme auf die Tafel schmetterte und mit der dröhnenden Kraft seines tiefen Basses rief: „so wahr ich lebe, durch's Feuer ging' ich für Herrn Ewald und ein Schuft, werth zwischen Hammer und Ambos zu Brei

gepocht zu werden, der nicht so denkt wie ich. Herr Ewald hoch!"

Während Alle tobten, jauchzten, sich um Ewald drängten, mit ihm anzustoßen, ihm die Hand zu schütteln, eilte der alte Blücher zu seiner Tochter an den Schenktisch und raunte ihr zu: „geschwind noch ein paar Flaschen Rum in die Terrinen und Paßgläser dazu, daß sie taumelig werden und je eher je lieber unterm Tische liegen bleiben!"

„Ich bitt' Euch, Vater" — fragte Jane erstaunt — „heut' zum heiligen Abend? Das leidet Ihr ja nicht ein Mal zur Kirmes und haltet immer so strenge Ordnung!"

„Weiß wohl, thut aber nichts, einen Teufel muß man durch den andern bändigen. Hörst Du denn nicht, was für Reden sie führen und vor allem der Herr Ewald?"

„Freilich" — meinte Jane — „ach hat der eine starke Aussprache und zu Herzen geht's, daß einem gleich das Wasser in die Augen tritt!"

„Ja, jetzt geht's zu Herzen" — fuhr der alte Husar heftig auf — „und wenn ich's gewähren lasse bis die Gensdarmen kommen, da gehts mit dem jungen Herrn, meinem Schwager, dem Steffen und

dem ganzen Korps auf ein Jahrer zehn auf die Festung."

„I du mein Gott!" rief Jane erschrocken, „sie thun ja keinem Menschen was zu Leide, für das bischen Singen und Reden kann man sie doch nicht unter die Räuber und Mörder werfen?

„Ruhig im Glied!" kommandirte Blücher zornig, „willst Du etwa besser wissen, was Hochverrath und Aufruhr heißt?" — Er kostete aus den Bowlen, hustete und sprach zufrieden: „so ist's gut! vor Mitternacht kommt kein Gensdarmes, kein königlicher und kein herzoglicher, jetzt haben wir eilf Uhr fünf Minuten; in einer halben Stunde ist was noch laufen kann in die Flucht geschlagen und der Rest liegt auf dem Boden. Nimm die andre Terrine, setze sie vor den Steffen und bitt' ihn, daß er ein paar lustige Lieder singen läßt, dabei trinken sie noch ein Mal so schnell. So! — alles fertig! — marsch, marsch!"

Jane fand bei Steffen bereitwilliges Gehör, zumal da sie einen Augenblick duldete, daß er den Arm um sie legte und sich dann nicht sehr ungehalten von ihm loswand. Eine glückliche Eingebung ließ ihn das prächtige Soldatenlied wählen: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!" Die ganze Ge-

sellschaft stimmte herzhaft ein, da sie das Lied immer gern zu Ehren ihres braven Wirthes sangen. Dieses Mal war der alte Blücher nicht spröde wie sonst, sondern ging schmunzelnd die Reihen entlang und stieß mit Jedem an. Seine Kriegslist glückte trefflich und freute ihn so, daß er sogar einen schon sehr stammelnden Trinkspruch seines Schwagers Starkloff, der ziemlich unklar auf eine doppelfarbige Husarenjacke anspielte, mit überlegener Gelassenheit hinnahm. Er hatte sich nicht verrechnet und ehe eine halbe Stunde verflossen war, stand er als Sieger auf der Wahlstatt. Nur ein paar Todte bedeckten das Schlachtfeld und wurden auf eine Streu gelegt, die Uebrigen wankten mit schweren Köpfen heim. Ewald hatte sich zwar mäßiger gehalten, aber der betäubenden Wirkung des Getränkes doch nicht ganz entgehen können; die Einladung des Wirths mit einem freundlichen Gaststübchen über Nacht vorlieb zu nehmen, kam seinem eignen Wunsche nur entgegen.

Zu später Stunde erwachte Ewald am andern Morgen. Die Wüstheit seines Kopfes erinnerte ihn zuerst an das gestrige Gelage und trieb ihm das Blut in's Gesicht. Mit seinen Kameraden auf der Universität hatte er zwar oft genug übermäßig gezecht

und Tags darauf auch die Rache der beleidigten Natur in dem fatalen Zustande, den man Katzenjammer nennt, zu dulden gehabt, aber niemals Gewissensbisse darüber empfunden, denn wenn ihm auch die Völlerei im Grunde zuwider war, so ziemte es doch dem flotten Burschen, sich auch beim Glase zu bewähren. Aber mit diesen Arbeitern sich zu berauschen, ihnen Reden zu halten, deren Inhalt ihm nur noch dunkel erinnerlich war, das erregte ein peinigendes Schamgefühl, das sich durch die Theorie von der Gleichheit und Brüderlichkeit nicht im Mindesten beschwichtigen ließ.

Er wartete geduldig ab bis Jemand zu ihm heraufkommen würde, denn er hätte um keinen Preis den Festgenossen begegnen mögen, die gleich ihm, nur etwas unfreiwilliger, hier eine Nachtherberge gefunden hatten. Ein Klingelzug war in dem Zimmer nicht vorhanden, nach einiger Zeit klopfte es aber und die freundliche Jane fragte an, ob sie den Kaffee heraufbringen und heitzen solle?

Ewald bejahte Beides, denn er war gewillt, so lange hier zu bleiben, bis er einen Plan für seine Handlungsweise sich vorgezeichnet. Nur das stand, nach nochmaligem Durchlesen des gefundnen Briefes

und reiflicher Ueberlegung alles dessen, was er sonst noch in Erfahrung gebracht hatte, unabänderlich fest: daß er die häusliche Gemeinschaft mit dem Oheim nicht länger theilen und darum nach dem hohen Hause nicht mehr zurückkehren könne. Gabrielen wollte er nicht eher die unerwarteten, schauderhaften Entdeckungen mittheilen, als bis er ihr eine Zufluchtsstätte und sichre Hoffnung bieten konnte.

Wie war es aber möglich, seine und seiner Schwester Rechte geltend zu machen? Dazu bedurfte er vor allen Dingen eines treuen, rechts- und sachkundigen Beistandes. Einen solchen fand er im nächsten Umkreise gewiß nicht, da war der Einfluß seines Oheims viel zu mächtig. Aber wo sonst? von wo aus konnte er den Angriff vorbereiten? In Hirschbach oder in der Stadt, in welcher der Assessor seinen Sitz hatte, mochte er sich nicht aufhalten, schon um Aufsehn zu vermeiden. Da kam ihm plötzlich ein glücklicher Gedanke, der alle Schwierigkeiten mit einem Male löste. Ein vertrauter, mit ihm aus Jena verwiesener Freund war der Sohn eines weitberühmten Rechtsanwaltes in einer nicht fernen fränkischen Stadt, eines Führers der liberalen Partei, und hatte ihn schon oft zum Besuch im väterlichen

Hause eingeladen. Dort war ein Asyl und ein Rathgeber für ihn.

Er schrieb eilends einen Brief an Gabrielen, worin er ihr nur mittheilte, nach welchem Orte er schleunig, in der ihr wohlbewußten Angelegenheit reisen müsse und sie bat, ihm die zur Reise nöthigen Gegenstände und den Geldvorrath aus seiner Kasse zu senden, Ort und Zweck aber vor Jedermann geheim zu halten.

Ein Knecht des Wirths wurde nach dem hohen Hause abgesendet und brachte noch am nämlichen Nachmittage das Verlangte nebst ein paar flüchtigen Zeilen Gabrielens, die um baldige nähere Nachricht baten.

Am folgenden Morgen fuhr Ewald mit dem Geschirr des Wirthes nach der Stadt und von da aus nach dem Ziele seiner Reise.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

pag 8 128 132 147 164 167 168
172 186 187-193 224 230

p. 8. Hausinnsch. p 128 Quedrich. p 147 Lale
p 167 schöfal p. 186. Schel p 193 Gaul.
p 200 schreibt [illegible] Leutebild.

Wie geistreich!

Über Obern sehr ganz recht!

Hinübereinstehen selber, der
Obern u. den Untern

Der Obern muß dein Ebenbilde
der Menschen sein, wenn er sich
so gemachten Ausdrucke be-
dient, welcher schmeichelnd mir [illegible]
[illegible]

[illegible]

~~[illegible]~~

Und ich sagte Gewiss selbst [illegible]
zu betrachten zu schreiben, es ist ein [illegible]